

Rellstab, Ludwig
Drei Jahre von Dreissigen



Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

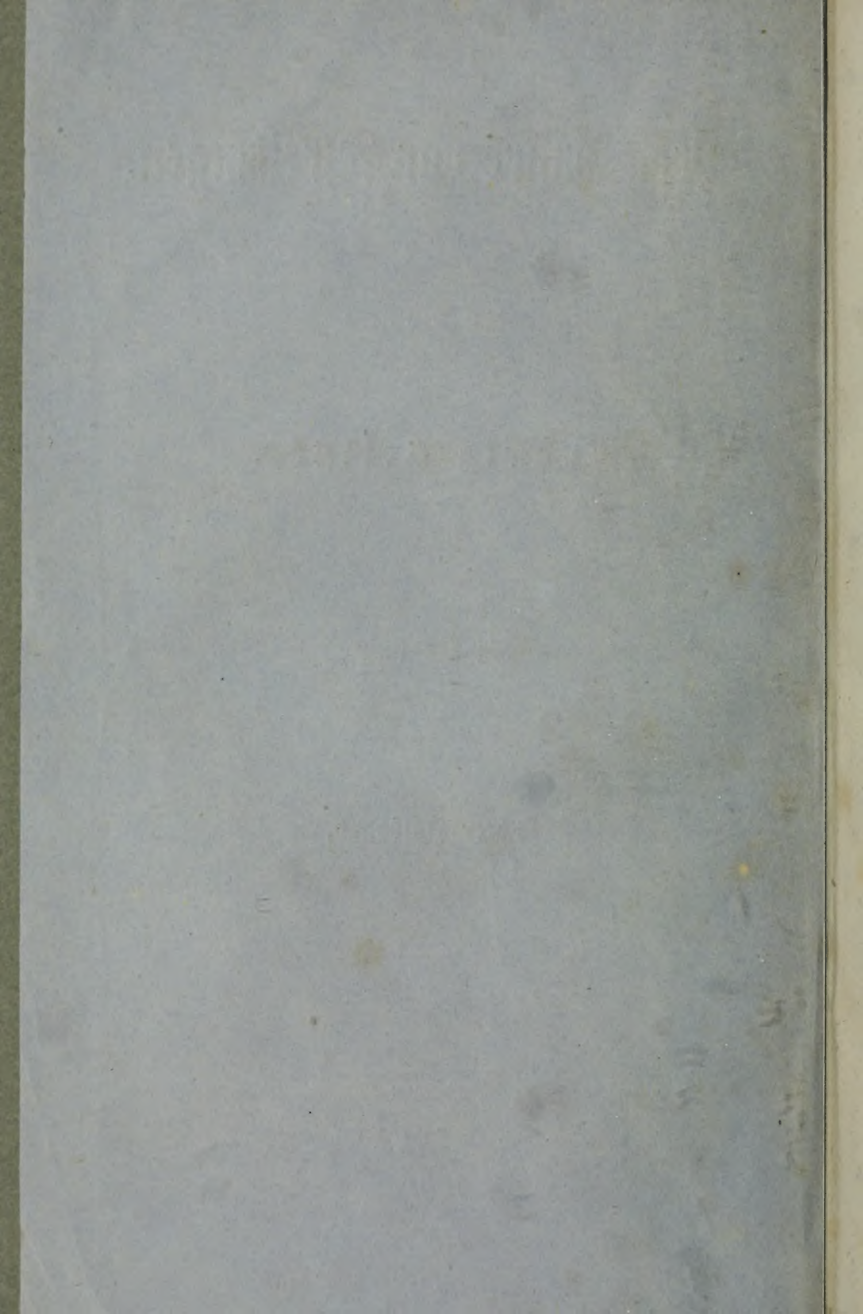
von

Ludwig Rellstab.

Fünf Bände.

Achter Halbband.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.



Drei Jahre von Dreissigen.

Vierter Band.

Zweite Abtheilung.





Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Vierter Band.

Zweite Abtheilung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.



Achtundzwanzigstes Buch.

Siebzehntes Capitel.

Am Reichsthore war die Straße fast gesperrt durch Gewaffnete aller Gattung, die sich dort in dichten Massen zusammendrängten. Die ganze Abtei Strahow war erfüllt mit Kriegern. Auf dem Klosterhofe brannten Wachtfeuer, um die sich die Kreise der Gewaffneten in voller Rüstung, tief in die Mäntel gewickelt, hingestreckt hatten. Pferde, meist gesattelt und voll aufgezäumt, bedeckten in langen Reihen die Hofräume. Commandorufe, Waffengeräusch, Gezänk, Fluchen, Stampfen der Rosse mischte sich in dumpf wirren Klängen durcheinander; dazwischen tönte das Aechzen und Wehklagen der Verwundeten, die, da die Räume in den Gebäuden und in der Kirche selbst schon überfüllt waren, auf dürftigem Stroh längs der Mauern im tiefen Schattendunkel lagerten, meist hülflos sich selbst überlassen. Der Mond warf sein bleiches trübes Licht durch sturmzerrissenes Gewölk auf diese kriegerischen Nachtbilder.

Vor der Abtei, hart am Thor, suchten einige Hauptleute die einzelnen Versprengten zu ihren Fahnen zu sammeln. Hier war das Getöse am verworrensten, das Gedränge am heftigsten.

Kaum ein Mann, in voller Kraft und bewaffnet, hätte sich Bahn gemacht durch diese ehernen Wirbel.

Da schritt eine weibliche Gestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, hohen Ganges, eine Leuchte in der linken Hand, auf den verworrenen Knäuel zu und begehrte freie Bahn. „Oeffnet mir den Pfad", sagte sie mit ernster Stimme und erhob gebietend die rechte Hand.

Ein Gefühl, gemischt aus Ehrfurcht und unheimlichem Schauer, berührte die Brust der Kriegsleute, als sie die Gestalt, einer Geistererscheinung ähnlich, dunkel verhüllt, furchtlos auf sich zuschreiten sahen. Zur Rechten und zur Linken wichen sie zurück, soweit es der Raum zuließ, und einen Augenblick begrub eine tiefe Stille das dumpfe Geräusch. Selbst die Führer blickten verwundert auf die ernst Dahinschreitende, die keinen Laut vernehmen ließ, sondern ihres Pfades vorwärts ging, gleichwie mit gebieterischer Macht einer unabweisbaren Nothwendigkeit.

Während die Betroffenen ihr und dem flackernden Schimmer des Lichtes noch stumm nachblickten, erscholl es plötzlich vom Thore her wie ein wilder Ausbruch des Jubels. Wer sollte jubeln in dieser Nacht des Unheils und des Grauens!

Dennoch war es ein Getümmel der Freude, das sich erhob. Ein ritterlicher Führer, ohne Helm, dem das Haar auf beiden Schultern herabwallte, ritt auf einem schweren schwarzen Roß daher, und von allen Seiten umdrängten ihn Gewaffnete zu Fuß und zu Pferd, die ihm die Hände entgegenstreckten und ihn mit lautem Jubel begrüßten. Der düsterrothe Schimmer der Wachtfeuer und einiger von Neugierigen erhobenen Brände beleuchtete dieses Schauspiel.

Es war Graf Heinrich Thurn, der, gefangen oder verloren geglaubt, dennoch gerettet zurückkehrte vom Schlachtfelde.

Durch einen schweren Hieb auf den Helm betäubt, war er in dem letzten mörderischen Kampf um die Ehre des böhmischen Namens vom Pferde gesunken. Lange hatte er bewußtlos unter den Leichen gelegen. Erst mit dem Dunkel des Abends kehrte ihm das Licht des Bewußtseins zurück. Die muthige Jugendkraft zusammenraffend, keine Erschöpfung achtend, mit spähender List den glücklichen Augenblick erhaschend, jeden Vortheil nutzend, hatte er, nachdem er sich mit der Feldbinde eines getödteten Hauptmanns eine leichte Wunde verbunden, unter dem Schutz der Nacht einen Pfad gesucht durch die Blut- und Leichenstätten des Schlachtfeldes. Sich mühsam fortschleppend und, wo ihm Feinde entgegenschwärmten, oft genöthigt, sich wieder anscheinend leblos auf den Boden hinzustrecken, war über die Hälfte der Nacht vergangen, bevor er in die Nähe des Reichsthores gelangte. Vor diesem, einige Hundert Schritte vor den Wällen, lagerte der Feind; Wallenstein's und Tilly's Reiter hauptsächlich, die am weitesten in der Verfolgung vorgedrungen waren. Zwischen ihnen und den Mauern Prags blieb ein unbesetzter Raum, weil die Belagerer sich nicht dem Feuer von den Wällen und aus den Schießscharten des gesperrten Thores aussetzen wollten. Ueber diesen Raum unbemerkt, oder so eilig, daß man ihm nicht folgen könne, hinweg zu gelangen, das war die einzige Rettung für den jungen Helden. Verwegen wie Ulyß, da er die Rosse des Rhesus raubte, schlich Thurn sich an einen Kreis von Reitern, hinter dem ihre Pferde, an Piketpfähle gebunden, theils standen, theils gelagert waren. Er täuschte die halb schlaftrunkenen Wachtposten, indem er keckenSchrittes zwischen die Pferde trat, als sei er dazu befugt. So löste er eins derselben glücklich ab, zog es aus der Reihe, schwang sich auf und ritt hart, aber langsam, anscheinend ruhig, an den Gelagerten hin, um die

freie Bahn gegen die Stadt zu gewinnen. Da erkannte eine Schildwache am Wachtfeuer, als der Wind dem Reiter den Mantel zurückwehte, die glänzende fremde Rüstung, die den Führer verrieth. Der Ruf „Wer da!“ gebot Halt; doch Thurn, dem jetzt kein andres Mittel blieb als die schleunigste Flucht, drückte dem Pferde die Sporen ein, warf es herum, sprengte mitten durch einen Kreis Gelagerter, über sie hinweg in der Richtung nach den Wällen zu. Aufschrei des Schreckens, der Wuth, der laute Ruf „Verrath!“ tönte ihm nach; die Schildwache, welche die brennende Lunte neben sich hatte, that einen Schuß auf ihn; die Kugel fehlte. Andre, die ihm gleichfalls Schüsse nachsenden wollten, wurden bei der schwerfälligen Art des Abfeuerns nicht zeitig genug fertig; sie hätten aufs Gerathewohl ins Dunkel feuern müssen. So jagte Thurn unverletzt übers Feld; im wilden Ritt gegen den Sturm gelangte er glücklich ans Thor.

Den Musketieren auf dem Wall rief er in böhmischer Sprache zu: „Feuert nicht!“ Der Schildwache im Thor nannte er seinen Namen. Da öffneten sich ihm die Riegel, er fand Einlaß, bevor nachsetzende Feinde ihn erreicht hatten; das Thor schloß sich hinter ihm — er war gerettet.

Jubelnd umringten ihn die böhmischen Krieger, unter denen viele der Seinigen waren. Mit wild zudringlicher Freude wollte Jeder seine Hand fassen, wenigstens seinen Harnisch berühren. Er mußte sich mühsam vorwärts kämpfen gegen die Stadt zu. Da wichen plötzlich die ihn Umringenden auf beiden Seiten zurück, und halb vom entfernt herüberfallenden Schimmer der Wachtfeuer, halb vom bleichen Monde angeleuchtet, sah er in der geöffneten Bahn vor sich die dunkelverhüllte weibliche Gestalt. Der Strahl ihrer

emporgehobenen Leuchte traf sein Angesicht. In demselben Augenblick rief die Verhüllte mit herzdurchdringendem Laut: „Graf Thurn!" und Therese hing in seinen Armen.

„Therese — du hier!" rief er voller Staunen, über sie herabgebeugt, indem er sie fest an sich zog. „Was führt dich hierher mitten in das kriegerische Getümmel?"

„Die untrügliche Stimme meines Herzens", rief sie aus und blickte schwärmerisch zu ihm auf. „O sie hat nicht gelogen — Einen hab' ich gefunden!"

„Was soll das heißen? Wohin willst du?" fragte Thurn.

„Dort hinaus!" antwortete sie und deutete nach dem Thore.

„Unmöglich!" rief Thurn. „Der Feind lagert dicht vor den Wällen. Jeder Ausgang ist gesperrt!"

„Und wo fände ich meinen Gatten, meinen Vater, wenn ich sie nicht dort suchte?" sagte Therese mit Hoheit und Entschlossenheit.

„Dein Vater — Xaver", fragte Thurn bestürzt — „du weißt nichts von ihnen — sie sind nicht in Prag?"

„Sie sind dort, wo ich sie suchen werde", war Theresens schmerzvolle Erwiderung.

„Ach, Therese! Xaver war mit dem Prinzen — sind sie Beide nicht zurückgekehrt?" fragte Thurn bekümmert. „Und Wolodna — ich sah ihn zuletzt im dichtesten Gedränge an meiner Seite, da .... ich stürzte besinnungslos vom Pferde .... Dein Vater kann gerettet sein wie ich!"

„Ist er zu retten, so rette ich ihn", antwortete Therese feierlich. „Dorthin geht mein Weg!" sagte sie noch einmal und ließ Thurn's Hand los.

„Therese, es ist unmöglich — du fällst in die Hand der wilden Horden — du bist verloren!"

„Die Engel Gottes breiten Fittiche aus überall — und ich selbst verlasse mich nicht!" antwortete sie mit edlem Stolz und legte die Rechte an den Dolch, den sie im Gürtel trug.

„Du willst das Schlachtfeld durchirren — in Nacht und Sturm?"

„Nicht zum ersten mal sucht sich mein Fuß den Pfad durch Leichen; mein Auge durchdringt die Schwärze der Mitternacht, und — rauhere Stürme als die, welche über das Schlachtfeld wehen, haben uns gefaßt!" setzte sie finster hinzu. — „Wo war Euer letzter Kampf? Wo verschwand Xaver? Das sagt mir, wenn Ihr könnt!"

„Vor Sanct-Margarethen, gegen den Stern hin, fochten wir; — Xaver weiter unten am Abhange nach Russin", gab ihr Thurn Auskunft.

„Ich danke Euch. Lebt wohl!"

„Bleib noch", bat er und hielt ihre Hand. „Wo finde ich meinen Vater? Weißt du das?"

„Nicht mehr in Prag!"

„Allmächtiger Gott! Nicht hier?"

„Ihr seid der Einzige aus dem Hause Thurn, der noch in diesen Mauern weilt."

„Die Mutter, — Thekla?"

„Sie sind auf der Flucht! Verlassen ist die Schwelle — offen steht die Pforte — verödet sind die Gemächer!"

„Heiliger Gott! Und auch der Vater?" rief der Jüngling schmerzvoll aus.

„Der König flüchtet, — weggeworfen ist das Schwert! Prag ist seinem Geschick überlassen!"

„Wie? Wir sollten die Stadt nicht vertheidigen? Diese festen Mauern mit diesen Kriegerschaaren!" Er blickte um sich

auf den Kreis der Gewaffneten, die sich um sie gesammelt hatten und ihrem Gespräch zuhörten.

„Wir flehen nur um Gnade!" antwortete Therese im Tone zerknirschter Schmach. „Ich — suche die Todten auf!"

„Und ich die Lebenden, um mich mit ihnen dem Tode zu weihen, mich unter diesen Mauern zu begraben!" rief der Jüngling und warf sich stolz empor.

„Das zermalmende Rad der Vernichtung hältst du nicht auf — es zerschmettert dich nur", sagte Therese aus tiefstem Innern ihrer schmerzzerrissenen Brust. „Der Strom des Schreckens reißt Alles hinweg, — folge deinem Vater und rette deine Kraft für künftige Tage! Ich muß dorthin!" sie deutete nach dem Schlachtfelde. „Leb' wohl!"

Schmerzüberwältigt, stumm zog Thurn sie noch einmal ans Herz; sie drückte lange ihr Antlitz an seine Brust, dann sagte sie noch einmal mit gebrochener Stimme: „Leb' wohl!"

Sie wandte sich und verfolgte ihren Weg. Alles wich ehrerbietig vor ihr.

Thurn zog das Schwert. „Nein", rief er, „ich will nicht flüchten! Ist Prag, ist Böhmen nicht zu retten, so fechte ich für meines Namens Rettung! — Schaart euch um mich!" wandte er sich den Kriegern zu, die ihn umdrängten und unter denen er viele der Tapfersten von seinen eigenen Fahnen erkannte, die sich vom Schlachtfelde gerettet. „Sind wir gleich überwunden, so wollen wir doch nicht feige Flüchtlinge sein, sondern uns tapfer mit dem Schwert in der Hand den Rückzug bahnen! Wer will dieser Fahne folgen!" Er riß die Feldbinde ab, schlang sie um die Spitze seines Schwertes und hob sie hoch empor.

„Wir Alle!" erscholl der jauchzende Ruf der Krieger

um ihn her; und von neuem Muth erfüllt zogen sie die Schwerter und umringten den muthentflammten Jüngling.

„Auf denn, zu Pferd, wer noch ein Roß hat!“ rief Thurn. „Auf dem Platz vor dem Schlosse sammeln wir uns!“

Dorthin sprengte er mit seinen Getreuen. Ein neuer Hoffnungsstrahl belebte die Entmuthigten. Sie hatten einen Führer gefunden, einen Sammelplatz für ihre Kräfte. Einer rief es dem Andern zu. Die Pferde wurden gezäumt. Das Fußvolk ergriff die Musketen, die Lanzen. Bald drängte die ganze Strömung der dichten Massen dem Schloß auf dem Hradschin zu.

Achtzehntes Capitel.

Draußen vor den Mauern Prags breitete sich der Mantel der Nacht über das Gefilde des Todes. Mit hohlem Sausen zog der Wind über das kahle Feld. Der Mond säumte das sturmgetriebene Gewölk mit bleichen Rändern; seine Schatten schwebten in scheuer Flucht über die Erde, als bebten sie vor den Schrecken, die sich auf ihren dunklen Tiefen lagerten.

Stöhnen und leises Wimmern der Verwundeten mischte und verlor sich mit dem Windgeräusch. Todte bedeckten weithin die Ebene. Sie lagen vom Schmerz in sich selbst gekrümmt, mit den Händen krampfhaft in den Boden gegraben, oder starr hingestreckt in ihrer Erzhülle. Das bleiche

Antlitz Vieler starrte mit grauenhaft offenen Augen nach oben, die Züge verzerrt vom furchtbaren Todeskampf. Der Mondstrahl blinkte in den erloschenen Augen, er glänzte zurück von den Reihen der im Schmerzenskrampf verbissenen Zähne.

Theresens tief verhüllte Gestalt wanderte zwischen den Leichnamen hin. Sie ließ den Schein ihrer Leuchte auf das Antlitz der Erstarrten fallen. Die Lebenden waren, wie in der Stadt, so auch draußen in den feindlichen Lagergruppen scheu vor ihr gewichen, wie vor einer Geistergestalt; keine Schildwache hatte einen Anruf gewagt. Die Todten blickten starr zu ihr auf mit ihrem versteinerten Antlitz und riefen sie grausig an mit stummer Lippe. Angstvoll, doch unerschrocken, forschte das spähende Auge, ob sie unter den verzerrten Larven die geliebten Züge eines der Ihrigen wiederfinde! Breite Wunden malten das Gräßliche in die schauerliche Erstarrung. Diesem klaffte der Schädel weit auseinander und das bleiche Hirn leuchtete hervorgedrungen im Mondesstrahl; Jenem umquoll das erstarrte Blut die gespaltenen Glieder, oder deckte in breiter, geronnener Strömung Angesicht und Brust.

„Ha! dieser Mantel!“ rief Therese unwillkürlich, tonlos zitternd, und heftete das Auge wie gebannt auf einen braunen pelzverbrämten Mantel, wie Wolodna ihn trug. Er bedeckte, vom Winde übergeschlagen, Haupt und Oberleib des Todten. Mit bebender Hand hob sie die Hülle. Entsetzt fuhr sie zurück. Sie erblickte ein grauenhaft verzerrtes Antlitz, einen von der Qual zusammengekrümmten Körper; die Hände hatten sich im wüthenden Schmerz in das Haar gekrallt. Das Weiße des Auges starrte ihr, gegen den Mond gerichtet, gräßlich entgegen.

„Unglückseliger!“ sagte sie, ihren Schauder mit an-

gestrengter Kraft überwindend, indem sie den Mantel wieder überbreitete: „Unglückseliger, den der Tod mit so furchtbarem Griff aus dem Leben gerissen! Auf dieser Lippe schwebte **kein** Gebet beim letzten Athemzug!“ — —

Sie hatte jetzt den ganzen Theil des Schlachtfeldes zwischen Sanct-Margarethen und dem Stern, wo ihr Vater an der Seite des jungen Grafen Thurn gefochten hatte, durchwandert, jeden der starr daliegenden Körper angeleuchtet, doch Wolodna **nicht** gefunden! — „Das war vergebens! Doch meine Pflicht ist noch nicht erfüllt!“ sagte sie zu sich selbst und schritt weiter, der Gegend zu, wo **Xaver** unter den Todten liegen konnte. Keine Furcht kam in ihre hohe Seele. Mit dem Irdischen hatte sie abgeschlossen; dem Jenseits wandte sie sich gläubig und hoffend zu.

„Ach, nur die Unsrigen bedecken das Feld!“ seufzte sie vor sich hin, indem sie die Waffen und Trachten der Gefallenen anleuchtete. „Du dort oben“, wandte sie Augen und Gedanken aufwärts, „o du zürnst uns mit Recht, zeigst uns deine finster umwölkte Stirn und lässest deine Stürme über unserem Haupte dahinbrausen! Dennoch hoffe ich auf deine Gnade; sie leuchtet sanft in jenen blinkenden Sternen, die durch das zerrissene Gewölk schimmern! Fern, fern, — aber gewiß und ewig!“

Eine Regenschlucht, etwas über Mannestiefe, hemmte ihre Schritte. Der Rand war steil; sie mußte vorsichtig hinabsteigen. Dennoch glitt ihr Fuß aus auf dem schlüpfrigen Schnee; aber sie hielt sich aufrecht und erreichte den Grund, ohne zu straucheln. Doch schaudernd zog sie den Fuß zurück; sie war auf einen menschlichen Körper getreten! — Horch! Ein leiser, seufzender Laut ließ sich vernehmen. Sie leuchtete hinab. Ein jugendliches Antlitz lag zu ihren Füßen, — die Lippe zuckte, das Augenlid be-

wegte sich, die Augensterne wandten sich dem Licht entgegen.

„Du lebst?“ fragte Therese mit bebender Stimme.

Ein matter Seufzer gab ihr Antwort. Sie faßte die Hand des Unglücklichen; es war noch Lebenswärme darin. „O könnte ich ihn retten — ein so holder Jüngling!“ zitterte es durch ihre Brust. Ein dankbarer Blick des matten Auges wandte sich ihr zu, da sie sich über den Sterbenden beugte.

„Gott!“ rief sie unwillkürlich, „diese Züge sollte ich kennen!“

Der Jüngling blickte ihr mit einer dunklen Ahnung in das beleuchtete Angesicht. Plötzlich wurden ihre dämmernden Erinnerungen zur Gewißheit.

„Du bist von Groß-Lasken“, sagte sie erschüttert. — Es war der Knabe aus der Köhlerhütte, wo sie und Xaver Aufnahme gefunden.

Auch er schien sie zu erkennen, wie ein leises, schmerzlich lächelndes Zucken in seiner Miene verrieth.

„Meine Mutter!“ bebte es von seiner Lippe. Er vermochte die aus seinen brechenden Augen schimmernde Bitte eines Grußes nicht mehr auszusprechen. „Mein Heiland!“ hauchte er, — und so entfloh seine Seele.

„So jung, so schnell wieder, hat dich dein Geschick auf das schaurige Feld des Todes geführt!“ sprach Therese weinend, indem sie ihm sanft die Augenlider zudrückte; „und diesmal hat die Obhut des Himmels dich nicht beschirmt! Arme Mutter! — Gott, deine Schickungen sind furchtbar!“ seufzte sie vor sich hin, indem sie, ihre ganze Kraft zusammenraffend, sich wieder erhob.

Sie schwankte erschüttert weiter. Die Schlucht wandte sich in einer scharfen Krümmung. Da gewahrte sie plötz-

lich, wenige Schritte entfernt, zwei lebende Männer, beschäftigt, die Gefallenen zu plündern. Sie fuhren auf, da sie der Lichtstrahl traf; Therese sah nur wilde, bärtige Gesichter. Ihr blieb nicht Zeit zum Schreck, denn die Plünderer selbst entsetzten sich und stürzten eilenden Laufs davon, vor der Geistererscheinung, die sie zu erblicken glaubten. Es waren abergläubige Kosacken von der Hülfsschaar in dem kaiserlichen Heer; Halbwilde, die nur Mord, Raub und thierische Gier der Sinne kannten; die Schrecken des unglücklichen Landvolks, die Geisel aller Ueberwundenen.

Das Grauen, Diesen, die keinen Gott kannten und an keinen glaubten, kein Erbarmen übten, in die Hände zu fallen, durchzuckte Theresen. Aber sie glaubte an einen Gott und hegte Liebe und Erbarmen in der Brust; darum schritt sie bald ermuthigt weiter. Sie gedachte, sich beruhigend, daß sie gegen die äußerste Gefahr die Rettung bei sich führe.

Der jenseitige Schluchtrand war jetzt nicht mehr so steil; sie stieg ihn hinan, um die Richtung zu verfolgen, in der sie das Schlachtfeld, wo Xaver gefochten hatte, vermuthete. Einiges Gebüsch bekränzte hier die Höhe und deckte ihre Gestalt, als sie wieder emporgestiegen war. Sie durchschritt die entblätterten Gesträuche; weiterhin kam sie in ein Gebüsch von Nadelholz, das sie ganz den Blicken barg; doch waren es nur wenige Schritte, die sie in demselben zurücklegte, bis sie jenseits hinaus wieder ins Freie trat. Bevor sie zwischen den letzten Gesträuchen hindurchschritt, stand sie still und lauschte, denn sie glaubte außer dem hohlen Brausen des Windes ein Geräusch von Stimmen zu vernehmen. Sie täuschte sich nicht; es war in ihrer Nähe. Sie deckte die Leuchte mit dem Mantel und lauschte zwischen den Zweigen der letzten Fichtengebüsche hindurch, nach dem freien Felde hinaus. Kaum funfzig Schritte entfernt, erblickte sie

zwei Gestalten, die am Boden miteinander rangen, und von denen wilde zerrissene Laute ertönten, die durch den Sturm halb verschlungen, halb weiter getragen wurden. Der eine der Männer wälzte und sträubte sich, am Boden liegend, unter halb erstricktem Hülfsgeschrei gegen den andern, der, kniend über ihn gebeugt, ihn vollends ermorden zu wollen schien. Eine dunkle Schreckensahnung ergriff sie! Wenn hier wiederum eine gräßliche Gewaltthat an einem unglücklichen Verwundeten verübt wurde? Es konnte ihr Vater, konnte Xaver sein! Dieser Gedanke gab ihr einen schnellen Entschluß ein. Sie trat aus dem Gebüsch und schritt, die Leuchte unter dem Mantel, hastig leise vorwärts. Den Ringenden, die sie in ihrem erbitterten Kampfe nicht bemerkten, auf wenige Schritte nahe gekommen, hob sie plötzlich das Licht hoch empor, sodaß der helle Schein auf beide zugleich strahlte. Sie stießen einen Schrei aus und fuhren schnell auseinander; der Eine sprang auf.

„Jesus Maria!“ rief er; „ein Gespenst!“ und stürzte in blinder Flucht fort ins Feld.

Die Stimme traf ihr Ohr mit seltsam erinnerndem Klang. Doch ehe sie darüber nachsinnen konnte, hörte sie auch den Unterlegenen.

„Uf!“ stöhnte er, als ob ihm ein Felsen von der Brust gewälzt sei, suchte sich aufzuraffen, blieb aber auf den Knien liegen mit grauend vorgestreckten Händen, unbeweglich wie ein Erzbild Theresens Erscheinung anstarrend. „Wer bist du?“ rief er endlich mit zusammengerafftem Muth, doch von Grausen geschüttelt.

Therese that einen Schritt vorwärts.

„Alle guten Geister loben ihren Meister!“ schrie er laut auf und faltete die Hände. „Bist du ein Gespenst oder lebst du?“..

Therese, die sich verloren geben mußte, wenn sie ihn nicht in dem Grauen vor einer höhern Gewalt erhielt, schritt langsam feierlich näher. Der Kriegsmann, bebend, entsetzt, starrte sie an.

„Vergib mir mein Verbrechen", rief er zitternd, „ich habe ja schwer gebüßt! Was willst du hier?"

Der Anruf war Theresen selbst schauerlich räthselhaft; sie zitterte, weil der Krieger nicht flüchtete. Noch einen Schritt trat sie näher und ließ die vollen Strahlen des Lichtes auf ihn fallen. Da sah sie ein Gesicht, das ihr verworrene Erinnerungen hervorrief; sie kannte diesen Mann, doch wußte sie nicht, wo sie ihm begegnet war. Eine dunkle, furchtbare Ahnung durchzitterte sie. Sie fühlte, daß sie ihre ganze geistige Kraft zu Hülfe nehmen müsse, um ihn in der Furcht und Ehrfurcht zu erhalten, die ihn ergriffen hatte. „Hast du bereut, so ist dir vergeben", sagte sie feierlich.

In abgebrochenen, verworrenen Sätzen, die er mit klappernden Zähnen herausstieß, antwortete er: „Ja, ja, ich bereue, ich bereue, — ja ich bin ein armer Teufel von Sünder! Gedenkt mir's nicht, daß ich .... der Soldat ist einmal so wild! Alle guten Geister loben ihren Meister!"

Therese empfand, daß sie den Unglücklichen nicht länger durch Geisterfurcht täuschen könne; sie entschloß sich muthig zur Wahrheit. „Ich bin kein Geist", sagte sie, „aber die Gnade Gottes umwebt mich; ich brachte dir Hülfe, ich kann dir Rettung bringen. Wer bist du? Nenne dich!"

„Ach du Gebenedeite!" rief er, noch halb irre im Geisterschauer. „Ein armer Teufel von Reiter, Kaspar Schwarz ...."

Ein lauter Ausruf der Freude Theresens unterbrach ihn. Kaspar Schwarz, der Retter ihres Vaters! — Doch zugleich zerriß sich, wie durch einen Blitz, der Schleier der Vergangenheit und ihre Erinnerung stand klar vor ihr. Sie

erkannte auch ihren Verfolger aus der Herberge bei Linz, wie er selbst in seiner Geister- und Gewissensangst sie schon zuvor erkannt hatte. Das Wunder dieser Fügungen in der Verflechtung der Lebensgeschicke berührte sie mit ehrfurchtsvollem Schauer vor dem Walten Gottes. Diese Begegnung, an solcher Stelle, in solcher Zeit, war ihr ein Zeichen, daß der Himmel ihre Schritte leite; sie fühlte sich mit neuem, unerschütterlichem Vertrauen erfüllt.

„Fürchte nichts", sagte sie mit sanfter Hoheit, „dir ist vergeben! Des Allmächtigen Wunder verkünden sich auf Erden, auch wenn er keine Geister aus den Gräbern steigen läßt! Ich lebe!" Und dabei reichte sie ihm die Hand und hieß ihn aufstehen.

Kaspar Schwarz wußte nicht, ob er wache oder träume. Er rieb sich die Stirn, betastete sich und geberdete sich wie Einer, der an seinen Sinnen zweifelt. „Mir geht's im Gehirn um, als wäre ich verrückt! Ist denn das Alles wahr und wirklich, was ich hier erlebe? Keinen Strohhalm gab ich mehr für mein Leben, — die giftige Bestie, der Zaloska, hatte mich ja schon bei der Kehle!"

„Zaloska!" rief Therese halb erstarrend. Jetzt wußte sie, welche Erinnerung der Ausruf des Fliehenden in ihr geweckt hatte.

„Ja", rief Schwarz, „und Ihr mußtet mich retten — Ihr, das ist ja um des Teufels zu werden! Nein, nein, nein — man möchte weinen und beten!"

„Betet!" sagte Therese feierlich.

„Ja wahrhaftig, ich will Buße thun und beten, beten!" brach der wilde Mensch halbweinend aus, sank auf die Knie und flehte aus tief erschüttertem Herzen: „Gott sei mir armem Sünder gnädig!"

Neunzehntes Capitel.

Wenn rohe, gänzlich verwilderte, aber doch im innern Kern tüchtige Naturen eine solche Umwandlung erfahren, so geschieht es mit einer Gewaltsamkeit, die sie in ihrem ganzen Wesen erschüttert, aufreibt, vernichtet, aber neu gebiert. So war es mit Kaspar Schwarz. Sein Umwenden und Abspringen von einem Herrn, von einer Sache zur andern, hatte ihn im Innern wenig angefochten; es waren freilich die ersten Anzeichen seiner nach einem andren Ziel durchbrechenden Seele. Allein sie hatten bis jetzt nur seinen Lebenslauf nach außen hin anders gewendet. Hier aber geschah eine Umwandlung seines ganzen Innern. Die übermächtige Gewalt der Fügungen des Himmels, durch welche die Irrwege seines Thuns und Treibens so wunderbar ineinander verschlungen, verknüpft und gelöst wurden, hatte ihn durch und durch erschüttert. Er empfand Gottes sichtbarliches Walten, er fühlte, daß ein Auge dort oben alle Pfade des Erdenlebens überwache, und daß Keiner seinen eignen Weg gehe, sondern den, welchen eine höhere Hand ihn leitet. Diese neu gewonnene Erkenntniß durchdrang ihn bis ins innerste Mark. Sie war ein Blitzstrahl, der ihn getroffen, sein altes Dasein in Asche gelegt und ihm ein neues flammend entzündet hatte. Er warf sich nieder, in demüthiger Zerknirschung vor einem Wesen über ihm; vor einem Richter, dem nichts verborgen sei, und welcher Verantwortung fordere, auch für die geheimsten Regungen der Brust. Mit einem zermalmenden Gewicht fiel dieser Gedanke der Verantwortlichkeit auf seine Seele. Dennoch durch=

drang ihn zugleich der der völligen Umkehr von seiner bisherigen Bahn, der Neugeburt seines Daseins, mit aufrichtender Kraft.

Er war wie vernichtet, und doch wie neu geschaffen. Er weinte laut auf, klagte sich an, als ein verlorener Sohn und schwerer Sünder, und zerschlug seine Brust; dann warf er sich wieder auf die Knie und dankte Gott dem Herrn inbrünstig und ergoß sich, über Theresens Hand gebeugt, in einen Strom heißer, dankbarer Thränen. Therese selbst bedurfte aller Kraft und Fassung ihres klaren Wesens, um nicht mit fortgerissen zu werden in diesen gewaltsam heftigen Ausbruch der verwilderten Natur.

Endlich gelang es ihr, die stürmischen Wogen seiner Brust in etwas zu beruhigen, und ihn so weit zu sich selbst zu bringen, daß er ihr und sich klare Auskunft geben konnte über Das, was ihn hierher geführt hatte, und was bis hierher mit ihm geschehen sei. Er hatte, seit er in Thurn's Dienste getreten war, viel mit Wolodna und Xaver verkehrt, ohne zu wissen, daß jener der Vater, dieser der Gatte Theresens sei, den er nie gesehen zu haben vermeinte. Er wußte, sowenig wie Xaver selbst, daß sie schon vor Jahr und Tag so gewaltsam zusammengetroffen waren auf ihrer Lebensbahn. Nur wie Xaver mit Wolodna zusammengehöre, war ihm bekannt, deshalb war er Beiden in roher Treue und Kriegskameradschaft ergeben. Stets im Kriegsdienst beschäftigt, hatte er Theresen selbst nie gesehen. In Xaver's und Thurn's Auftrage hatte er jetzt Mansfeld aufsuchen sollen; doch er fand die Wege überall so verlegt durch die Kaiserlichen, daß er trotz aller Gewandtheit nicht bis zu ihm durchdringen konnte. Er sah sich endlich genöthigt, da er als kaiserlicher Reiter gekleidet war, sich einem Trupp, der dem großen Heere zuzog, als Versprengter anzuschließen und

förmlich diensthuend einzutreten, um nicht Verdacht wider sich zu erwecken. Auf diese Weise war er unverrichteter Sache zurückgekehrt und hatte sich der Schlacht auf Seiten der Verbündeten anschließen müssen. In verworenen Reden, von Schluchzen und bußfertigen Ausrufungen unterbrochen, theilte er Theresen seine Schicksale mit.

„Und was führte Euch jetzt hierher, mitten in der Nacht auf das Schlachtfeld", fragte sie, „und wie entstand der Kampf, in dem ich Euch sah?"

„Seht Ihr", rief Kaspar Schwarz aus, „das ist es ja eben, wofür ich zerknirscht und bußfertig in die Knie sinken muß, vor unserem allwaltenden Herrgott im Himmel, daß gerade Ihr mich hier erretten mußtet, wo es, bei allen Teufeln, schon so gut als um mich geschehen war!"

„Doch was führte Euch hierher — ganz allein?"

„Laßt mich doch nur zu Worten kommen", antwortete Kaspar tiefathmend. „Das ist ja eben der Teufel! Wie Gottes Wege — der Himmel verzeih mir's, aber ich habe so oft darüber gespottet — kreuz und quer zusammenlaufen! Ich hatte mich einem Fähnlein von Boucqoui's Dragonern angeschlossen. Wir hielten da oben, und sahen, wie die Bataille anfing. Wir sind gar nicht recht ins Gefecht gekommen; ich schere mich auch den Teufel darum, und danke Gott dafür, denn es war mir nicht darum zu thun, böhmische Köpfe zu spalten, wir Ihr wol denken könnt. So schauten wir denn dem ganzen Betteltanz zu, recht bequem. Der Prinz von Anhalt — ich kannte ja sein Regiment, griff an wie der Donner und das Wetter.*) Aber der alte Graubart, der Tilly, hatte aufgepaßt wie ein Habicht. Er hat schon so einen kahlen Habichtshals, der ganze Kerl.

*) Historischer Ausdruck.

Nun, wie die Kraatz'schen Halunken ihn in der Flanke enterten — den Prinzen meine ich, — da ging's bald drüber und drunter. Es war eigentlich gar keine Action. Die Hundsfötter, die Ungarn ergriffen zuerst das Hasenpanier und nahmen dort drüben Reißaus nach der Moldau! Der Satan hat sie Alle ersäuft, hoffe ich, — aber das Laufen steckt an, die Böhmen liefen auch ...."

Therese zitterte vor ungeduldiger Spannung und vor Kälte, bei diesen weitläufigen Ergießungen Kaspar's. „Sagt mir nur was Ihr hier wollt."

„Gleich, gleich! Es muß aber doch in Ordnung geschehen. Seht, ich dachte, ich könnte hier noch einen oder den andern guten Kameraden — denn die Böhmen sind jetzt meine Kameraden — auffinden, den sonst vielleicht der Teufel holte in der kalten Nacht. Ich wußte ja, daß Hauptmann Nechodom ...."

„Er selbst — was wißt Ihr", rief Therese zitternd vor Erwartung.

„Nun hier, wo wir stehen, hier herum heißt das, hier hatten sie sich ja gefaßt! Vielleicht findest du sogar den Prinzen selbst hier, dachte ich."

„Den Prinzen? Und Xaver war an seiner Seite, hier, hier auf dieser Stelle?" rief Therese außer sich. „So laß uns suchen! Jedes Angesicht beleuchten."

„Versteht sich! Ich war schon bei der Arbeit. Der Halunke, der Zaloska, hat mich ja nur gestört! Das verdammte Marodeurzeug fällt ja auf die Schlachtfelder wie die Raben aufs Galgenfeld! Plündern wollte der Hund! Er dachte gewiß auch, gefangen ist der Prinz nicht, wie sie erst glaubten, also liegt er hier! Und ein Prinz hat doch etwas an und bei sich!"

„Xaver war an seiner Seite!" wiederholte Therese noch-

mals und zog Kaspar bei der Hand fort, um die Stellen zu durchforschen, wo Todte lagen.

„Nicht hier hinauf, weiter links müssen wir uns halten, ich wollte eben dahin, als mich der giftige Höllenhund von hinten niederstechen wollte. Sein hämischer Dolch glitt nur an meiner Halsberge ab. Wir haben freilich noch so einen kleinen Strauß miteinander abzumachen, und ich kann's ihm nicht verdenken, wenn er mich nicht vor Liebe auffressen will. Nur der Teufel weiß, wie er ihn gerade hinter meine Fährte gebracht hat; allein unser Herrgott brachte Euch! Es war beim Satan um mich geschehen, und hätte ich nicht den Schuppenhandschuh angehabt, daß ich in seinen Dolch greifen konnte, er stak mir einen Fuß tief in der Kehle. So schleuderte ich das Mordeisen weit ins Feld; aber ich stolperte in der Sturzackerfurche, fiel lang auf den Rücken, und nun warf sich die Bestie über mich und wollte mich erwürgen. In die Hölle will ich fahren, wenn es nicht die höchste Zeit war, daß Ihr kamet! — Ja unser Herrgott macht die Augen auf, auch im Finstern!“ rief er wieder aus, schlug die Hände gefalten zusammen und weinte laut, es war schwer zu sagen, ob jauchzend oder jammernd. — „Nun will ich aber mit Euch das Schlachtfeld recognosciren bis an den hellen Morgen, und jedes abgeschossene Bein will ich wie ein Schweißhund beschnüffeln, und herauswittern, ob es einem von den Eurigen gehört.“

In diesem Gespräch schritt er an Theresens Seite hin, die immer suchend vorwärts drang, und half ihr mit seiner rüstigen Kraft und völligen Furchtlosigkeit das grauenvolle Geschäft vollbringen, die Todten, wo es Noth war, umzuwälzen und ihnen ins Antlitz zu leuchten.

Alles vergeblich! Auf der richtigen Stelle befanden sie

sich, das erkannten sie an den Harnischen und Helmen der Gefallenen, und an den Feldzeichen der Hauptleute, die sie hier und dort auffanden. Doch von dem Prinzen oder von Xaver keine Spur!

„Sollten sie gefangen sein“, seufzte Therese auf, indeß mit einem neuen Anflug von Hoffnung, daß auf diese Weise ihr Leben gerettet sei.

„Nein, ich glaub's nicht! Wäre der Prinz gefangen worden, das hätten wir erfahren; von solch einem Fang spricht man. Und Hauptmann Nechodom? Wenn der sich gefangen nehmen läßt, so .... nun ins Teufels Namen, mit gesunden Gliedern wird ihn Keiner erwischen. Ich habe mich auch umgesehen .... Teufel und Wetter! Beinah hätte ich im Schnee gelegen! Man tritt hier auf allerlei Gerumpel, Gliedmaßen und Harnische und Helme, und weiß der Teufel was! Auf der eisernen Nachtmütze hier bin ich ausgeglitten!“

Er griff nach dem Boden und hob einen Helm auf, über den er gestolpert war. Therese ließ das Licht darauf fallen.

„Gott! Sein Helm“, rief sie aus, „dieses Band habe ich ihm selbst daran befestigt!“ Sie entriß Kaspar den Helm und betrachtete ihn nochmals, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor. Doch als schäme sie sich der weichen Rührung, jetzt, wo es zu handeln galt, rief sie sogleich Kaspar auf: „Nun laß uns hier weiter forschen; er lebt, oder wir finden seine Leiche!“

„Und sollte ich den Boden durch ein Sieb treiben! Finden müssen wir ihn“, rief Kaspar eifrig.

Der Platz war zerstampft von Rossen; Helme, zerbrochene Piken und Schwerter lagen umher; doch keine Leiche.

Therese blickte verzweiflungsvoll um sich. „Xaver!“ rief sie in die Nacht hinaus, doch das Brausen des Windes, das sich wieder stärker erhob, übertönte ihre Stimme.

„Nicht so laut“, warnte Kaspar Schwarz. „Man weiß immer nicht, ob's geheuer ist. Laßt uns etwas weiter hinaufgehen, das Gefecht hat sich dort hinübergezogen!“

Sie hatten kaum zwanzig Schritte vorwärts gethan, als sie auf den Leichnam eines Pferdes stießen. Bald darauf ein zweiter, und hinter diesem war das Feld mit Todten bedeckt. Mit fliegender Hast eilte Therese von einem zum andern; vergeblich, und immer wieder vergeblich! Nur fremde, wilde, vom Todeskampf verzerrte Gesichter starrten ihnen entgegen. Ihre Kraft, durch die äußerste Anspannung überangestrengt, begann zu versagen.

„Hier ist's bunt hergegangen; Freund und Feind durcheinander, murmelte Schwarz. „Hier verlohnte es noch der Mühe, dabei gewesen zu sein; hätten sie sich überall so geschlagen, wer weiß, wem heut das Schlachtfeld gehörte!“

„Nichts und immer nichts — meine Hoffnung sinkt dahin“, seufzte Therese erschöpft. Sie setzte sich auf einen großen Feldstein, von dem der Wind den Schnee weggeweht hatte.

„Das ist ein hartes, kaltes Bett, junge Frau“, sagte Schwarz gutmüthig, „steht auf von dem Stein, es thut Euch nicht gut still zu sitzen!“

„Ein hartes, kaltes Bett!“ wiederholte Therese seine Worte tief aufseufzend und blickte umher auf den halb beschneiten, halb schwarzfeuchten Boden rings um sie. „Ja er ist hart und kalt gebettet worden, wenn er hier ruht — wenn ich ihn hier finde.“

„Steht auf, steht auf!“ bat Kaspar und nahm sie bei der Hand.

„Ich bin zu erschöpft", antwortete sie und sank in sich zusammen.

„So will ich denn noch Die ansehen, die hier weiter oben liegen; Viele sind es nicht mehr. Dort muß das Gefecht sein Ende erreicht haben."

Er entfernte sich, die einzelnen zerstreut liegenden Leichname nachsehend. Therese wollte ihm folgen, sie vermochte es nicht; sie war wie gelähmt. Es überlief sie schauernd. „Soll auch ich hier das Ende meiner Tage finden? Mein Xaver!" rief sie mit gebrochener Stimme und dachte bei dem Namen ihres Gatten auch an den ihres Knaben. „Nein, so ist es nicht beschlossen dort oben", sagte sie sich muthiger aufrichtend, „die Prüfung ist hart, aber ich werde sie überdauern! Ich kann meinen Fuß nicht umsonst hierher gesetzt haben!"

Ihr Blick war hoffend und betend nach oben gerichtet; das Gewölk theilte sich und der Mond sandte einen milden Strahl herab. Der Wind schwieg einen Augenblick. Da war es ihr, als vernehme sie einen leisen Seufzer. Sie horchte auf wie ein Reh, das den Verfolger spürt.

„Noch einmal! Ja .... hier lebt noch ein Wesen außer mir!"

Sie flog empor, sie lauschte mit vorgebeugtem Körper, ihr Fuß folgte dem Ohr, sie irrte einige Schritte weiter — da lag ein Körper hinter einem Erdrande — sie leuchtete hinab — „Xaver!" rief sie aus und sank auf die Knie. „Er ist's, er lebt!" Und über ihn gebeugt umfingen ihre Arme den Geliebten, ihre heißen Lippen preßten sich auf sein kaltes Antlitz. „Xaver, Xaver!" weinte sie.

Der Todesmatte fühlte eine neue warme Lebensregung,

seine Hand bewegte sich leise, sein Auge öffnete sich, „Therese" hauchte seine Lippe.

Und die himmlische Blüte heiliger Treue und Liebe öffnete auf dem nächtlichen Felde des Todes ihren lichten Kelch und duftete Seligkeit in zwei Herzen.

— — Von Theresens Armen sanft umschlossen, richtete Xaver sich empor, der warme Hauch des Lebens kehrte in den Erstarrten zurück und er fühlte, daß die Flamme des Daseins noch nicht erloschen sei.

Kaspar Schwarz kam zurück. „Nichts, nichts da oben, Alles kalt wie Stein", begann er von weitem, als er noch nichts weiter sehen konnte als die matt leuchtende Flamme. Doch plötzlich sah, ahnte, erkannte er.

„Was alle Teufel", brach er aus, „gelobt sei der allmächtige Gott", änderte er sich besinnend das Wort — „Ihr habt ihn? Er lebt?" Raschen Schrittes war er heran. „So wahr ich Kaspar Schwarz heiße, eine größere Freude hab' ich in meinem ganzen Leben nicht gehabt", rief er und faßte Xaver's Hand. „Aber wo sitzt's Euch? Ist Euch ein Glied zerschossen? Nun müssen wir Hülfe schaffen. — Ein Hieb über den Schädel! Hm!" er nahm die Laterne und beleuchtete die Stelle — „Hm! Wird nichts sein, sonst hätte Euch der .... ich meine, Ihr wäret dann schon maustodt."

„Ich habe nur viel Blut verloren — das ermattet", antwortete Xaver. „Auch der linke Arm ist verwundet."

„Zeigt doch! Der Hieb hat gefleischt, aber er ist doch halb flach gefallen! — Ist nicht der Rede werth! — Sind die Beine noch fest? Werdet Ihr gehen können? Versteht sich, daß ich Euch helfe!"

„Ich hoffe, obgleich ich einen Lanzenstich bekommen habe."

„Zeigt doch! Bah! Abgeglitten! Keinen halben Zoll

tief! — Um das Alles braucht Ihr nicht bange zu sein, gute Frau! — Da hatte Euer Schuß mich damals zu Linz besser gefaßt, Hauptmann! Verbinden müssen wir Euch aber. Ich habe allerlei im Brustlatz unterm Collet. Das deckt immer mit, wenn eine verfluchte Kugel kommt. — Ja, wenn ich meinen Rappen hätte!"

So schwatzte Kaspar Schwarz fort, indem er mit der Erfahrung des alten Reiters die Wunden Xaver's untersuchte, während Therese die Linnentücher, die sie fürsorglich mitgebracht, zerriß, um die Wunden zu verbinden.

„Alle Donner und Teufel!" rief er plötzlich, „daß ich dummer Hund nicht daran dachte! Trinkt einmal! Ich habe ja noch einen Rest Ungarwein in der Feldflasche! Echten Tokayer! Meine letzte Beute! Gestern habe ich einem ungarischen Hauptmann die Pistolenhalfter ausgeräumt, wo der Kerl statt der Pistolen zwei Flaschen stecken hatte. — Weiß der Donner, es ist aber wahrhaftig nur noch ein einziger Schluck!" rief er ärgerlich, indem er die Flasche hervorzog und sie gegen die Laterne hielt. „Ich möchte mir die Zähne einschlagen, daß ich Alles selbst hinuntergeschluckt habe; es war aber zu verteufelt kalt."

Xaver sog begierig den kleinen Ueberrest des erwärmenden, stärkenden Weins ein.

„Ich fühle neues Leben in den Adern", sagte er erquickt.

„Mein Xaver! Gewinnst du Lebenskraft?" fragte Therese glückselig.

„Es ist bei Gott im Himmel zu wunderbar!" rief Kaspar Schwarz plötzlich aus und brach wieder in sein wildes Weinen aus. „Aber ich will auch fromm werden und beten! Ich möchte ein Kapuziner werden und Tag und Nacht auf den Knien liegen! — Doch mit dem Geheul richten wir nichts aus", unterbrach er sich selbst. „Wir wollen

machen, daß wir fortkommen. Der Teufel könnte die Giftkröte, den Zaloska, wieder herführen! Daß ich überall, wo ich gehe und stehe, auf die Klapperschlange stoßen muß! Er ist zwar ausgerissen, wie wenn der Satan hinter ihm wäre, dem er doch nicht entlaufen wird — aber wenn er das Licht sieht, — blast es aus, rathe ich. Der blasse Mond leuchtet uns genug und wir haben ja nun, was wir suchen!"

„Er hat Recht", sagte Xaver mit matter Stimme. Kaspar hatte seinen Rath schon ausgeführt.

„Nun, versucht einmal, ob Ihr auf den Beinen stehen könnt", sagte er, indem er Xaver kräftig unter die Achseln faßte und ihn emporhob. „Geht's?"

„Ich glaube wol!"

„Aber den Harnisch herunter, der kann uns jetzt nichts helfen!" Er machte sich eilig daran, ihn Xaver abzuschnallen. — „So! Nun den Mantel über; jetzt marschirt! Beim Teufel! Es geht prächtig! Gelobt sei Jesus Christus! Ich bin so vergnügt, als hätte ich die Schlacht gewonnen. Nun folgt mir! Wenn Ihr ein kleines Stündchen gehen könnt, so bringe ich Euch sicher unter für die Nacht, uns alle Drei. Und morgen schaffe ich Euch nach Prag! Verlaßt Euch auf mich!"

Therese drückte dem wilden treuen Kerl mit stillem Dank die Hand.

Sie gingen; Xaver auf Beide gestützt.

„Halt einmal!" sagte Kaspar Schwarz. Wir müssen hier noch allerlei mitnehmen!" Er beugte sich auf einen Todten, der im Wege lag, hinunter und sagte: „Das ist Einer von den Kraazern; ein Stück Offizier sogar. Gebt her Euer buntes Fell, Herr, Ihr könnt es doch nicht mehr gebrauchen!" Und damit nahm er ihm die Feldbinde ab, zog ihm das Collet aus und raffte den Federhut auf, der

daneben lag. — „Das muß Euer Wams werden, Hauptmann Rechodom, in dem bairischen Collet könnt Ihr durch die ganze Armada und in die Stadt, wenn die Kaiserlichen sie besetzen. Und wenn die Böhmen die Stadt hätten, wird Euch wol Euer Name hineinhelfen."

So sorgte der umsichtige, kriegserfahrene Reitersmann zuvor.

„Hier unten muß ein Brückchen sein, da kommen wir übers Wasser", sagte er, nachdem sie einige Zeit vorwärts gegangen waren. „Es ist dasselbe, wo Graf Tilly die Reiter übergeschickt hat. Drüben nehmen wir den Weg rechts am Dorfe vorbei — die Bauern sind zum Teufel gelaufen, aber die Häuser stecken voll Kaiserlicher; Verwundete und Gesindel, Alles hat dort untergeduckt, denn der Wind pfeift verflucht kühl. Hinterm Dorfe im Walde weiß ich eine verlassene Hütte, das Nest ist unbesetzt, verlaßt euch drauf."

„Euch sandte uns Gott zum Retter", sagte Therese, „was hätte ich allein vermocht!"

Plötzlich stand sie still. „Und mein Vater", rief sie weinend. „Er bleibt vielleicht hülflos hier in der rauhen Nacht!"

„Dankt Gott, daß wir Einen gefunden haben", entgegnete Kaspar. „Euren Vater, den alten, kreuzbraven Kerl, helfe ich morgen suchen! Jetzt wollen wir froh sein, wenn wir Den hier salviren! Wollten wir's auf alle Beide richten, könnten wir leicht unsern Hauptmann hier wieder drangeben, und den Alten kriegten wir doch nicht. Allzu viel ist ungesund."

So roh tröstend, aber im Recht, drängte er vorwärts. Sie gingen langsam weiter durch die stürmische Nacht. — Glücklich kamen sie auf der kleinen schmalen Brücke über

den Bach. Kaspar mit seinem kriegsgeübten Auge hatte den Weg genau getroffen.

Jenseit der Brücke war eine Feldwacht. Sie mußten hart daran vorbei. Doch keine Schildwache rief sie an. Die Leute lagen im tiefen Schlaf um das fast erloschene Feuer. Leise umschlichen sie den Kreis und streiften jenseits an den letzten Hütten des Dorfes hin. Alles lag in Todesstille.

Sie erreichten den Wald; der Mond ging unter. Tiefe Finsterniß senkte sich herab. Dennoch tappte Kaspar Schwarz sich glücklich hindurch bis zu der Stelle, die er suchte. Eine verlassene Waldhütte, wie denn aus dem ganzen Dorfe und fast allen Dörfern der Gegend die Bewohner geflüchtet waren, gab ihnen ein erträgliches Obdach. Kaspar, dessen Eifer so wenig ermüdete wie seine Kraft, raffte schnell Moos zusammen, aus dem er den Schnee schüttelte, und schnitt Fichtenzweige von den Bäumen, um ein Lager zu bereiten. „Seht ihr", rief der wilde, treue Mensch in der Freude, Gutes thun zu können, „das ist ein Bett, darauf kann ein König schlafen. Streckt euch nur hin, hier haben wir Ruhe." Sie thaten es alle Drei.

Die Ermattung des Körpers bis zum Tode lag jetzt schwerer auf Theresen und Xaver als das schwere Verhängniß! Die Gnade des Himmels hat dem Menschen auch ein Maß des Duldens und der Schmerzen gegeben, das nicht überfüllt werden kann. Erschöpfung ist die Wohlthat, die jeglicher Qual ihre Grenzen setzt; selbst auf der Folter, nach dem höchsten Grade der Martern, beschleicht den Unglücklichen der rettende Schlaf.

So erlöste auch hier der erschöpfte Körper die duldende Seele und gewährte ihr die Wohlthat völliger Bewußtlosigkeit.

Zwanzigstes Capitel.

Ein düstrer Morgen war der schreckenvollen Nacht, welche die Bewohner Prags durchlebt hatten, gefolgt. Mit der ersten Dämmerung sammelten sie sich schon wieder auf den Straßen, auf dem Großen Ring, um zu vernehmen, was sich über Nacht begeben habe, wie sich das Geschick, das sie mit angstvoller Ungewißheit bedrohte, gestalten werde.

In dunklen, leise murmelnden Gruppen standen die Bürger beisammen; Jeder fragte und forschte, Wenige wußten etwas zu berichten.

Das Kriegsvolk war noch immer in zusammengerotteten Schaaren gelagert auf den Plätzen, in den Straßen, sogar in den Kirchen, wie sich's eben traf. Viele hatten auch gewaltsam ganze Häuser besetzt und mit gröblichem Unfug alle Räume darin in Beschlag genommen. Die Soldaten zeigten ebenso trotzige, drohende Gesichter, wie die Bürger verzagende. Der größte Theil der Mannschaften hatte rückständigen Sold zu fordern. Auf ungestüme Weise verlangten sie diesen jetzt oder drohten der ganzen Stadt mit Plünderung. Die Führer gedachten noch Verträge, Capitulationen zu schließen gegen Unterpfand. Dem gemeinen Soldaten dünkte das zu unsicher und langwierig. Er wollte sich sofort bezahlt machen. — Einige sprachen von Plünderung der königlichen Schatzkammer, der öffentlichen Kassen, ja der Kirchen. Die Einzelnen wollten lieber unmittelbar von den Bürgern ihre Forderungen erpressen und hatten an manchen Stellen schon damit begonnen. Schon fingen die Bande des Gesetzes an sich zu lösen. Der Freund wurde

gefährlicher als der Feind! Das Geschick der Plünderung mit allen Schrecken in ihrem Gefolge schwebte zwiefach über der unglücklichen Stadt: durch die unbefriedigten Söldner und durch den eindringenden Feind.

Auf dem großen Ring der Altstadt am Rathhause sammelten sich die Hauptmassen der Bürger. Am obern, verengten Ende des Platzes, nach der Brücke zu, entstand ein Zusammenlauf.

„Was mag es da drüben geben, Freund", fragte Martin Frühwein, der mit Tobias Steffeck von der andern Seite des Platzes kam, einen ihnen entgegenkommenden Bürger.

„Sie streiten sich um einen Wagen, Herr; er soll zum königlichen Gefolge gehören", antwortete der Gefragte und wollte weiter.

„Vom königlichen Gefolge?" hielt ihn Frühwein erstaunt fragend an. „Wie das? O gebt mir noch nähere Auskunft, wenn Ihr das könnt, ich bitte Euch!"

„Ach Herr, laßt mich nach Hause, und nach Weib und Kind sehen!" antwortete der Bürger. „Die Pickelhauben führen greuliche Reden! Der König ist davon, nun hören Gesetz und Ordnung auf!"

„Der König davon?" rief Steffeck unterbrechend. „Was sagt Ihr?"

„Ja, über Nacht! Er läßt uns im Stich! Den Wagen haben sie hier stehen lassen. — Gehabt Euch wohl, ich muß nach Hause!"

Der Mann eilte vorüber, verstörten Angesichts, wie alle Bürger.

„Laßt uns einmal näher dahin gehen", sagte Frühwein; „daß der König flüchten wollte, wußte ich freilich

schon. Doch ich hoffte noch, er werde es nicht ausführen. — Nun wäre es also dennoch geschehen!"

„Aber wohin?" fragte Steffeck.

„Vielleicht erhalten wir nähere Auskunft dort drüben", war Frühwein's Antwort.

Sie eilten über den Ring, dahin, wo das Getümmel stattfand. Kriegsleute und Straßengesindel von üblem Aussehen drängte sich um den Wagen; viele Bürger standen neugierig umher. Das Gesindel und die Bewaffneten lärmten durcheinander.

„Was gibt es hier, Freunde", fragte Frühwein.

„Sie wollen den Wagen plündern! Mit Mühe wehren die paar Leute, die dabei sind, das nichtswürdige Volk ab!"

„Plündern?" fragte Steffeck unwillig.

„Sie reden freilich nur von Durchsuchen — aber man weiß, was das bedeutet! Wo die (er zeigte auf etliche Soldaten, die beutegierig auf den Wagen schauten) durchsucht haben, da wird ein Andrer nicht mehr viel finden!"

„Doch wie kommen sie dazu, gerade diesen Wagen plündern zu wollen?"

„Er gehört zum Hofstaat des Königs; sie behaupten, Gold und Juwelen würden darin fortgeschleppt!"

„Ja", rief ein zerlumpter Kerl mit erhitztem Gesicht, „so ist's auch! Der König läuft davon und will mitnehmen, was des Landes Eigenthum ist!"

Während sie sprachen, entstand lautes Geschrei und ein Trupp drängte gegen den Wagen. Frühwein und Steffeck wandten sich dahin um.

„Ist das nicht der pfälzische Rath dort mitten unter dem Gesindel?" fragte Steffeck.

„Rath Rippell, freilich!" rief Frühwein erstaunt.

Beide hatten ihr Auge auf den redlichen Diener des Königs gerichtet, der mit flehend erhobenen Händen dem wilden Pöbel entgegentrat und ihn abzuhalten suchte. Bürger und pfälzische Dienstleute und einige Bewaffnete leisteten ihm Beistand und wehrten den Andrang gegen den Wagen ab.

„Erst müßt ihr mich tödten!" rief Rippell mit lauter Stimme, „ich habe das Eigenthum meines Königs zu beschützen!"

„Wir müssen ihm beistehen; der unglückliche Mann wird sonst gemishandelt", sagte Frühwein und drängte mit Steffeck durch die Menge.

Martin Frühwein war so gekannt und stand so in Ansehen, daß sein Erscheinen selbst bei diesem wilden Haufen einigen Einfluß übte.

„Seht da, Herr Frühwein!"

„Er war einer von den dreißig Directoren!"

„Da ist der Procurator Martin Frühwein", murmelten die Stimmen durcheinander.

„Was wollt ihr hier für Gewaltthat üben, Freunde!" erhob Frühwein seine Stimme. „Achtet doch Ordnung und Gesetz! Euch selbst trifft es am schwersten, wenn sie zertrümmert werden!"

„Ordnung und Gesetz! Der König ist davon!" rief ein wilder Kerl aus der Masse. „Wo ist dann Ordnung und Gesetz? Wer hat noch zu befehlen!"

„Liebe Freunde!" bat Steffeck, der indeß schon einige Einzelne, die er erkannte, beschwichtigt hatte; „haltet doch Frieden und Eintracht! Von außen drängt uns der Feind! Wenn wir jetzt selbst in unserer eigenen Stadt Zwietracht und Kampf aufkommen lassen, sind wir ganz verloren!"

„Ja, wir sind verloren", schrie der wilde Unhold aber-

mals; „aber der König rettet sich! Und das Gold und die Schätze des Landes will er noch mit davonnehmen!"

„Ich beschwöre euch, liebe Herren", bat Rippell zu Frühwein und Steffeck gewandt, „haltet das Volk ab von der Plünderung dieses Wagens. Er gehört dem König, ich bin für Alles, was er enthält, mit Ehre und Leben verantwortlich, und ich will lieber das letzte lassen als die erste einbüßen!"

Indeß hatte sich eine Anzahl von Lanzenknechten, die ohne für oder wider die Flucht des Königs zu sein, nur an die Beute dachten, zusammengestellt und machten Miene, einen Angriff auf den Wagen zu unternehmen.

„Der Wagen ist ja aber ohne Bespannung", sagte Steffeck zu Rippell, „haben diese Leute schon die Pferde ausgespannt?"

„Nein, lieber Herr", antwortete Rippell, „es fehlte bei der Flucht an Pferden, und vom Hofgesinde waren Viele so eifrig bedacht, davonzukommen, daß sie hier auf dem Markte mitten in der Nacht die Pferde dieses Wagens abspannten und ihn stehen ließen*), um ihre eigenen schweren Kutschen, die nicht eilig genug vorwärts konnten, damit zu bespannen. — Und in diesem Wagen", raunte er den beiden Männern zu, „sind die wichtigsten Papiere des Königs, die pfälzischen Kronjuwelen und die der Königin! Ich bin ein verlorner Mann, wenn diese Schätze geraubt werden!"

Der Söldnertrupp erhob ein lautes Geschrei und stürmte mit gehobenen Schwertern und vorgestreckten Lanzen gegen den Wagen an. Die wenigen Diener und Soldaten, die

---

*) Historisch.

Rippell zu seinem Beistande hatte, schlossen sich aneinander, um wacker Stand zu halten. Rippell in seiner Pflichttreue warf sich, wiewol ganz unbewaffnet, muthvoll den Anstürmenden entgegen. Frühwein und Steffeck sprangen ihm zur Seite und riefen laut die rechtlichen Bürger auf, die Plünderung zu hindern. Einige folgten der Aufforderung, doch das üble Gesindel benutzte den günstigen Augenblick, sich von der andern Seite auf den Wagen zu stürzen. Ein halbes Dutzend Habgieriger schwang sich hinauf. Jetzt waren auch die Kriegsleute nicht länger zurückzuhalten. Rippell wurde zu Boden geworfen, Frühwein und Steffeck über Seite gerannt, die Andern in die Flucht gedrängt.

„Holla! Was gibt's hier", tönte plötzlich eine Stimme, die das Getöse mächtig überschallte, und zugleich sprengte ein Reiter im schwarzen, pelzverbrämten Wams, den Herrenmantel über der Schulter und den Federhut auf dem Haupte, mit gezogenem Schwerte mitten in die Masse. Ein Trupp von etwa zwanzig Mann folgte ihm zu Pferd.

„Zurück! Oder ihr seid des Todes", rief der Führer mit erhöhter Kraft der Stimme und stieß Einen, der sich schon auf den Wagen geschwungen hatte, so mit dem Schwertgriff in den Nacken, daß er sich überschlug und hinabstürzte. Jetzt sprangen auch die Andern erschreckt wieder hinunter.

Es war der entschlossene Olbramowitz, der, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte, diesen zügellosen Ausbruch hemmte.

„Herr Rath Dworschetzki", rief ihn Frühwein an, der ihn staunend erkannte, „Ihr kommt zur rechten Zeit, das Eigenthum des Königs zu schützen. Der Wagen gehört Sr. Majestät!"

Rippell hatte sich indessen wieder emporgerafft und wandte sich gleichfalls gegen Olbramowitz. „Ich bin ver=

antwortlich für das Eigenthum meines Fürsten und bitte Euch um Euren Schutz, Herr Ritter!"

„Ihr habt ihn schon!" antwortete Olbramowitz, dem die hohen Jahre weder den Muth noch die Rüstigkeit genommen hatten, kurz und kräftig. „Der ist des Todes, der mit einer Fingerspitze noch an diesen Wagen rührt!" drohte er gegen die Masse. „Wie? Seid ihr rasend? Der Feind steht vor den Thoren und ihr wollt hier in der Stadt Mord und Plünderung entzünden? Fort, legt den Harnisch an, nehmt das Schwert, wie ich, eilt an die Thore, auf die Wälle. Dort gibt es zu fechten, ihr Kriegsleute! — Fort, sage ich euch!" rief er nochmals, als sie zögerten und sich Stimmen murrend erhoben. Er gab dem Pferde die Sporen und sprengte gegen die Widerstrebenden an. Die gutgesinnten Bürger folgten ihm. Die Plünderer prallten zurück und wandten sich endlich zur Flucht. Schnell war der Platz gesäubert. Nur Frühwein, Steffeck und die rechtlichen Bürger blieben.

„Dank Euch, theurer Herr, wärmsten Dank in meines Herrn Namen und für mich selbst!" sprach Rippell.

„Wohin wollt Ihr den Wagen geschafft haben, Herr Rath?" fragte Dworschetzki.

„Ja -- wo wäre jetzt Sicherheit", entgegnete dieser zweifelhaft. „O daß er aus der Stadt geschafft worden wäre!"

„Das ist nicht mehr möglich! Die Kaiserlichen umschwärmen sie schon von allen Seiten auf diesem Ufer der Moldau wie drüben!"

„Ins Schloß auf den Hradschin vielleicht?" meinte Frühwein.

Olbramowitz schüttelte den Kopf. „Der Hradschin wird

bald andere Bewohner und Herren haben als bisher", antwortete er.

„So bitte ich, Herr Ritter, laßt ihn nach meiner Wohnung schaffen — ich will in meiner Behausung das Wichtigste verbergen, soweit ich vermag."

„Wie Ihr wollt! — Doch seht Euch vor, Herr Rath! Kostbares wird sich schwer beschützen lassen in dieser Zeit!"

„Ich werde thun, was ich vermag", antwortete der Pflichtgetreue.

Olbramowitz ordnete an, daß vier der Reiter seines Gefolges absaßen und ihre Pferde, so gut es möglich war, mit Stricken an den Wagen spannten. — Zwölf Mann mußten ihn zu Pferd begleiten.

Während diese Veranstaltungen getroffen wurden und Rippell sie selbst emsig betrieb, da er in großer Sorge war, den Inhalt des Fuhrwerks möglichst bald in Sicherheit zu bringen, traten Frühwein und Steffeck zu Olbramowitz und befragten ihn über Das, was zu fürchten oder zu hoffen stehe.

„Zu fürchten Alles, zu hoffen nichts!" war seine finstre Antwort.

„Wie? Herr Ritter", rief Steffeck, „wir sollten Alles aufgeben, jeden fernern Kampf um unser Recht, unser Heil und Leben?"

„Seit der König fort ist, ist Allen der Muth gebrochen!" war Olbramowitz' Antwort. „Es gab noch Einige, die das Schwert nicht weglegen wollten. — Der junge Thurn hatte siebzehn Fahnen gesammelt — Graf Schlick wollte den Kampf, der Greis Caplicz — — es ist vorbei!"

„Doch Ihr selbst seid in Waffen, Herr", rief Frühwein mit schmerzerfülltem Tone der Stimme, „soll und muß denn Prag, muß Böhmen verloren sein?"

„Es ist!“

„Die Bürger sind kampfbereit“, rief Steffeck, „wen ich kenne, wer mich gefragt, Alle wollen sie die Waffen ergreifen! Das halbe Heer, die Versprengten aus der Schlacht, ist in den Mauern der Stadt. Wir können sie Monden lang halten!“

„O ich weiß! — Gewiß, wir könnten!“ antwortete Olbramowitz bitter. „Dennoch — es ist zu spät! Den unbezahlten Mannschaften können wir keinen Augenblick trauen — die Führer sind fort — diesen Morgen noch die letzten, auch Heinrich Thurn mit seinen Mannschaften — denn dem Herzog Maximilian ist ja schon die Unterwerfung angetragen!“

„Die Unterwerfung!“ rief Frühwein erblassend. „Durch wen? — Wer hat das beschlossen?“

„Ich mag Keinen nennen!“ sagte Olbramowitz und runzelte die Stirn! — „Heut Mittag zieht der Herzog von Baiern an der Spitze seiner Truppen in die Stadt!“

„Unglaublich! Unmöglich!“ rief Steffeck. „Graf Mansfeld steht ihm unbesiegt im Rücken! Bei Brandeis liegen achttausend frische Krieger. — In Prags Mauern haben wir zwanzigtausend bewaffnete Arme!“

„Und dennoch ist es zu spät!“ blieb Olbramowitz' Antwort. „Wir können es nicht mehr retten, nur in einen Aschenhaufen verwandeln!“

„Und wozu führt Ihr selbst die Waffen, Herr Ritter — weshalb werft Ihr die Feder weg und führt die Reiterschaar.“

„Das Reich der Feder ist vorbei!“ antwortete Olbramowitz stolz. „Es kommt das des Handelns, dachte ich! Das ist nun auch vorbei für Böhmen! — Nur für Prag führe ich noch das Schwert, Unheil zu wehren von den

Hülflosen, zu schützen Eigenthum und Leben der Bürger und Ehre der Frauen — solange ich noch vermag! — Eben hat es noch genutzt ....“

„Und was werdet Ihr ferner thun, was sollen wir thun?“ fragte Frühwein. „Werdet auch Ihr flüchten — sollen wir flüchten?“

„Fragt mich nicht“, antwortete der Ritter. „Mir ist Alles Eins! Da Böhmen Alles über sich ergehen läßt, so mag auch über mich ergehen, was da will! — Ich lege mein Haupt auf den Pfühl meines Lagers oder auf den Richtblock — mir ist's Eins!“

„Herr des Himmels, sprecht nicht solche Worte!“ rief Frühwein bestürzt.

„Uebergeben wir uns denn der Willkür des Feindes ohne jegliche Bedingung?“ fragte Steffeck voll Sorge.

„O nein!“ erwiderte Olbramowitz mit einem bittren Lächeln, „sie werden dem Herzog eine Schrift mit Bedingungen überreichen — nachdem sie das Schwert weggelegt und ihm die Thore geöffnet haben!“

„O Wahnsinn der Muthlosigkeit!“ rief Steffeck. „Er verderbt uns, nicht der Feind!“

„So hätten Diejenigen Recht, die geflüchtet sind!“ seufzte Frühwein schwer.

„Sie haben Recht“, antwortete Olbramowitz. — „Ich aber will bleiben! Ich fürchte Alles — ich hoffe nichts — aber ich bleibe!“

Damit wandte er sein Roß und ritt hinweg.

Steffeck und Frühwein standen erstarrt.

„Was hat uns dieser Unglücksrabe prophezeit!“ versetzte Frühwein endlich.

„Den Rabenstein!“ sagte Steffeck schauernd.

„Ich glaube, er weissagt richtig!“ antwortete Frühwein tonlos.

„Wenn Niemand eine Schutzbedingung für unser Haupt gestellt hat — — — — wenn der Kaiser uns Rebellen heißt — — wenn Slawata, Martiniz, Fabricius heimkehren voll Rachegedanken“, murmelte Steffeck vor sich hin .... „Nein, nein, ich kann's nicht glauben! Das kann der Kaiser nicht verhängen über uns, die wir unsere heiligsten Rechte vertheidigten! — Laß uns zum Grafen Wilhelm Lobkowitz, Frühwein, ihn um Rath zu fragen!“

„Kommt dort nicht Diewiß?“ fragte Frühwein.

„Ja! Er ist es“, sagte Steffeck. „Und Valentin Kochan geht mit ihm. — Sie werden sich uns anschließen. — Wir müssen handeln, Frühwein“, fuhr er, sich ermannend, fort; „da der König entflohen ist, hat Böhmen kein natürliches Oberhaupt als die dreißig Directoren, die ihm die Gewalt übergeben hatten. Ich nehme mein Amt wieder auf.“

„Ich auch, und Kochan wird ebenso denken.“

Dieser und Diewiß waren herangetreten. Ihre bleichen Züge sagten, daß sie Alles wußten. Auf Steffeck's Vorschlag, gemeinschaftlich zum Grafen Wilhelm Lobkowitz zu gehen, erwiderte Kochan: „Was wollt ihr dort? Die Beschlüsse sind schon gefaßt. Czernin und Pietipeski sind hinausgesandt zum Herzog Maximilian. Die Schrift, die Lobkowitz dem Herzog überreichen will, ist bereits aufgesetzt; ich habe sie gelesen.“

„Und was enthält sie?“ fragte Frühwein gespannt. Warum zog man mich nicht hinzu! Ich habe bisher alle wichtigen Schriftstücke gefertigt; warum ...“

„Warum waret Ihr nicht auf dem Hradschin?“ unterbrach ihn Kochan. „Die dort versammelt Gewesenen haben die Beschlüsse gefaßt! Alles war das Werk des Augenblicks;

des Zufalls, wenn Ihr so sagen wollt. Der Augenblick drängte aufs äußerste. Es ist das Beste geschehen, was sich thun ließ, nachdem der König uns aufgegeben hatte!"

„Und was enthält eure Schrift?" fragte Frühwein abermals.

„O", lachte Kochan bitter, „was den Inhalt anlangt, so ist er gut genug! Es fragt sich nur, was der Herr Herzog davon bewilligt! Wir haben darauf angetragen, daß unsere Religionsfreiheit geschützt bleibe, daß die Stände ihre Privilegien behalten, ein Generalpardon gegeben, keine Gewaltthat der Soldaten in Prag verübt, noch den Bürgern Einquartierung aufgelegt wird. *) Unter diesen Bedingungen soll dem Herzog und dem kaiserlichen Heere die Stadt übergeben werden; wir unterwerfen uns dem Kaiser Ferdinand und huldigen ihm als rechtmäßigen König von Böhmen!"

Steffeck und Frühwein sahen einander staunend an.

„Wenn man uns das jemals bewilligt hätte, würden wir ja die Waffen nie ergriffen haben!" rief Frühwein aus.

„Ich glaub' es auch", antwortete Kochan mit ingrimmigem Spott. „Nun, wir werden ja sehen; ihr könnt's auch sehen! Geht nur um Mittag aufs Schloß, da wird Wilhelm von Lobkowitz mit vier Andern das Schriftstück übergeben. Vorläufig rückt der Herzog bis dorthin ein!"

„Die Thore werden ihm geöffnet?"

„Wenn wir ihn mit Kugeln von den Wällen herab begrüßen, können wir nicht unterhandeln! Und wer will denn fechten? Etliche Führer! Aber seid ihr der Leute gewiß? All des geworbenen Volks? Sie wollen Geld! Habt ihr welches? Sie rotten sich schon zusammen, um Prag zu plündern! Wir haben

---

*) Historisch.

fürs erste mehr von ihnen zu fürchten als von den Feinden! Sie wollen sogar dem Herzog von Baiern die Zahlung abtrotzen. Eben sagt mir der alte Oberst Rosenberg, daß die Hauptleute der Lanzenknechte zusammengetreten sind und den Leuten den Vorschlag machen wollen, dem Herzog Maximilian anzutragen, daß sie gegen Zahlung ihrer Rückstände Stadt und Land verlassen, ja, allenfalls in des Kaisers Heer treten wollen! Aber wenn sie kein Geld erhalten, wollen sie fechten — plündern — brennen! — So stehen die Dinge, Freunde! Was vermögt ihr nun Besseres als wir? — Das Beste, was ihr thun könnt, sage ich euch, ist, daß ihr heimgeht in eure Häuser und versteckt und vergrabt, was ihr vergraben und verstecken könnt, und wenn ihr eine Zuflucht wißt, euch selbst mit Weib und Kind dahin rettet. Das thue ich — ich wollte Prag läge tausend Meilen hinter mir! Gehabt euch wohl!"

Mit diesen Worten eilte er fort; Diewiß, der kein Wort gesprochen hatte, aber bleich aussah wie eine Leiche und am ganzen Körper zitterte, als schüttelte ihn das Fieber, wankte ihm nach.

„Wollen wir auf den Hradschin, Frühwein?" fragte Steffeck, „oder zu Lobkowitz — oder nach Hause?"

„Doch erst noch zu Lobkowitz", antwortete dieser; und sie gingen.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der Landhofmeister Graf Wilhelm Popell von Lobkowitz war mit vielen der frühern Directoren, Mitgliedern der Stände und andern Freunden seit Mitternacht auf dem Hradschin in der Landstube. Dorthin begaben sich auch Martin Frühwein und Tobias Steffeck.

Volk umlagerte in düstren Haufen die Zugänge der Burg; Obersten, Hauptleute kamen und gingen. Die Straßenecken und Plätze waren mit starken Wachtposten besetzt; doch die Leute standen lässig unterm Gewehr, man sah ihnen an, daß sie den Dienst unwillig thaten und jeden Augenblick sich davon zu befreien hofften. Es kostete Mühe in dem Getreibe sich bis zum Eingang durchzukämpfen.

Droben in der Landstube sah es ebenso verworren aus. Ein Bote nach dem andern traf ein, einer nach dem andern wurde hastig abgefertigt. Jeder, der da kam, brachte eine andere schlimme Nachricht, jeder, der fortgesandt wurde, war der Träger eines andern vergeblichen oder unmöglichen Befehls.

Düstre Trauer, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung las man in Aller Zügen. Der Greis Caplicz saß, von den Anstrengungen der Nacht und den schweren Erschütterungen des Gemüths ganz erschöpft, auf einem Sessel in der Ecke; seine Züge drückten Schmerz, doch zugleich Ergebung aus. — Jessenius, Budowa und Wenzel von Rupa waren in eifriger Berathung mit vielen Schriften vor sich. Paul von Rcziczan und Johann von Smirziczki standen in lebhaftem Gespräch in der Brüstung eben des Fensters,

aus dem sie vor zwei Jahren die Statthalter mit hinausgestürzt hatten. Ihre Stirn zog sich in Falten, die die Besorgniß vor einem gleichen Schicksal für sie selbst auszudrücken schien.

Wilhelm Graf von Lobkowitz empfing Botschaften von allen Seiten. Er war in tiefer Bestürzung und Besorgniß, denn die Abgeordneten an den Herzog von Baiern waren soeben zurückgekehrt. Herzog Maximilian hatte sie gar nicht vor sich gelassen, sondern ihnen durch Tilly zu wissen gethan: „Der Waffenstillstand sei abgelaufen; wenn sie auf Mitleiden hofften, müßten sie ihm zuerst ohne weitere Bedingungen die Stadtthore öffnen. Falls er irgend Widerstand erfahre, werde er die Stadt in Brand schießen, und wenn sie gewaltsam genommen werde, habe Keiner, der am Aufstand betheiligt gewesen, irgend noch auf Gnade zu hoffen!“

So niederschlagend diese Antwort war, mußte man sich ihr dennoch unterwerfen, da es unmöglich war, noch andere Beschlüsse zu fassen; denn völliger Zwiespalt und Auflösung herrschte in der Stadt. Die Bürgerschaft der Kleinseite war von jeher im Stillen der kaiserlichen Sache zugethan gewesen. Sie hatte schon für sich selbst Abgeordnete an den Herzog geschickt, ihm unbedingte Unterwerfung angetragen, und gefleht, sie in Schutz zu nehmen gegen den Druck und die Gewaltsamkeit der Aufrührer, die sie nun schon seit länger als zwei Jahren erduldet hätte.*)

Im Heere waren alle Bande der Ordnung und des Gehorsams aufgelöst. Es hatte keinen angesehenen Führer mehr; Fürst Anhalt, Hohenlohe, Mathias Thurn waren sogleich geflüchtet; jetzt auch Heinrich Thurn und Andere.

*) Historisch.

Die Uebrigen lagen verwundet danieder oder waren gefangen, wie der Herzog von Weimar, der Graf Stirum und Mehrere sonst, die, die Flucht verschmähend, vergeblich bis zum letzten Augenblick gekämpft hatten. Die Regimenter und Hauptleute beriethen unter sich. Jeder dachte nur an die eigene Rettung oder an Vortheil. Eben traf Oberst Rosenberg ein und berichtete: Die Mannschaften auf den Wällen hätten ihre Posten verlassen! — —

Die Führer hatten keine Leute, die Leute keine Führer mehr.

So lagen die Dinge, das waren die Botschaften, welche Lobkowitz empfangen hatte, als Frühwein und Steffeck sich von ihm Raths erholen wollten. In dumpfer Verzweiflung erkannten sie es jetzt, daß es keine andere Hoffnung mehr für das Ganze gebe, als die Gnade des Siegers, und für den Einzelnen die Flucht. Aber sie war jetzt nach angebrochenem Tage gefährlicher als das Bleiben. Was bei nächtlicher Weile noch möglich, wenn auch gefährlich war, erschien jetzt unausführbar. Denn schon streiften die Feinde auf dem jenseitigen Ufer der Moldau, eben um den einzelnen Flüchtigen die Straße abzuschneiden. Die Dörfer dort wurden geplündert, in Brand gesteckt. Lobkowitz hatte mehrere in die Stadt geflüchtete Landleute aus Dörfern am rechten Ufer der Moldau gesprochen. Sie machten schreckenvolle Schilderungen. Die treulosen Ungarn, die sich aus Feigheit zuerst aus der Schlacht geflüchtet hatten und freilich zum großen Theil im Strome umgekommen waren, hatten die Dörfer jenseits überfallen, die Einwohner mishandelt, die Häuser geplündert und angezündet. Werschowitz und Michel lagen in Asche. Die räuberischen Schaaren hatten sich weiter nach Rostell, Zabielitz und Straschnitz gezogen. In der Nacht war ihnen ein großer Schwarm

von Kosacken, die als Hülfsvölker im kaiserlichen Heere standen, gefolgt. Sie waren mit den Pferden über die Moldau geschwommen, dicht oberhalb des Wishehrad, bei Podol, wo eine Insel im Strome ihnen den Uebergang erleichterte. Sie verfolgten die Ungarn, verheerten, was jene nicht vertilgen und zerstören konnten, und besetzten die Landstraßen nach Budweis, Czaslau, Brandeis. Seit Tagesanbruch war jede Flucht dort hinaus unausführbar. Und wer gefangen wurde, den traf das schrecklichste Schicksal gewiß; denn diese wilden Horden hatten an Mishandlung und Martern der Opfer, die in ihre Hände fielen, ihre schaudervolle Lust.

So war von allen Seiten die Rettung abgeschnitten und von allen Seiten drohte das Unheil. Die demuthvolle Unterwerfung blieb die einzige Hoffnung das Aeußerste abzuwenden, die Hoffnung, durch freiwillige Schmach der schwersten Rache zu entgehen!

„Wollt Ihr Euch mir anschließen, Herr Procurator", wandte sich Wilhelm Lobkowitz zu Martin Frühwein, „und dem Herzoge, wenn er in die Stadt eingerückt, entgegengehen? — Und Ihr gleichfalls, lieber Steffeck? — Es wäre doch gut", fuhr er, da Beide schwiegen, fort, „wenn aus der Vertretung der drei Stände Mitglieder zugegen wären!"

„Ihr werdet mich wol entschuldigen", antwortete Frühwein, „wenn ich mich davon zurückhalte. Es ist Euch bekannt, wie sehr es Herzog Maximilian mit der Gesellschaft Jesu hält, und gerade ich habe die Anklageschriften und Verbannungsdecrete abgefaßt, was ihm, wie ich sicher weiß, bekannt ist. Es möchte seinen Zorn reizen, wenn er gleich bei seinem Einzuge in Prag auf mich stieße!"

„Wir werden ihm Alle gleich schuldig gelten", erwiderte

Lobkowitz; „und ich denke, Diejenigen werden am ersten auf Milde zu hoffen haben, die sich zuerst beugen.“

„Erwartet Ihr denn den Herzog schon so bald?“ fragte Steffeck.

„Ihr hörtet, daß die Wälle schon von unseren Leuten verlassen sind. Der Herzog findet kein Hinderniß mehr; so denke ich, es ist das Beste, ich sende sogleich Befehl, ihn einzulassen.“

Alles schwieg auf diesen Vorschlag. „Ja, das ist jetzt das Beste“, sagte endlich der alte Oberst Rosenberg; „ich will als Parlamentär hinausreiten und dem Herzog die Meldung machen, daß das Reichsthor offen ist.“

In diesem Augenblick trat der Hauptmann der Schloßwache hastig, in sichtlicher Bestürzung ins Zimmer. „Um Gottes Willen, ihr Herren!“ rief er, „beeilt euch zu flüchten oder dem Herzog von Baiern entgegenzugehen. Die Wallonen haben die verlassenen Wälle überklettert und ihm das Thor geöffnet. Zwei unserer Reiter sind eben mit verhängtem Zügel vor das Schloß gesprengt, es uns anzusagen.“

„O hätten wir unseren Beschluß eine halbe Stunde früher gefaßt!“ rief Lobkowitz aus.

„Mir ist's auch so recht“, murmelte Rosenberg vor sich hin.

„So laßt uns jetzt sogleich dem Herzog feierlich entgegengehen, damit er sieht, daß wir bereit waren, ihn einzulassen. — Wo ist die Schrift, Jessenius?“

Jessenius übergab sie stumm. Seine Züge waren wie versteinert; der tiefste Schmerz drückte sich darin aus, doch sein Auge blieb trocken und starr.

„Alter Vater Caplicz“, wandte sich Lobkowitz bittend zu diesem. „Ihr müßt mich begleiten, Eurem ehrwürdigen

Haupt wird der Herzog die Gnade nicht verweigern, die wir von ihm erflehen!"

„Nein, Lobkowitz", sagte der Greis mit matter Stimme, aber mit unerschütterlicher Fassung. „Ich bitte nichts! Was geschieht, werde ich ertragen, fügsam in Gottes Rathschluß. Auch bin ich zu erschöpft. Mein Fuß würde wanken vor Schwäche und Entkräftung, und dann möchte man glauben es geschähe vor Angst oder Zaghaftigkeit."

Wenzel von Budowa, Jessenius, Graf Harrant traten zu Caplicz und wollten ihn durch ihre Bitten bewegen.

„Nein, meine Freunde", sagte er sanft, „ich kann nicht. Glaubt nicht, daß ich euch in der Noth verlassen wollte! Ich bleibe, ich werde euer Schicksal theilen. Wollte ich Gnade erflehen, das hieße mich schuldig bekennen! Ich fühle mich nicht schuldig; ich habe gehandelt, wie Ueberzeugung und Gewissen mir geboten. Manches billigte ich nicht, doch durfte ich darum das Ganze nicht verlassen. Der Herzog, der Kaiser, sie haben jetzt die Macht; mögen sie sie üben wie sie es verantworten können. Um ihre Gnade bitte ich nicht; ich hoffe sie in Demuth von Dem, der dort über Tod und Leben richtet!"

Des Greises Gesinnung blieb fest; seine freundliche Milde war unbeugsam.

Abermals trat der Hauptmann hastig ein: „Sie nahen schon! Das Volk drängt sich in Furcht und Bestürzung um das Schloßthor. Soll ich die Gatter schließen lassen?"

„Nein, nein", entgegnete Lobkowitz, „laßt alle Thore öffnen! — Kommt mit mir, Freunde; es ist die höchste Zeit!"

Er ergriff die Capitulationsschrift, nahm den Hut und eilte hinaus.

Nur Wenige folgten ihm. Die Andern verließen das Gemach gleichfalls, jedoch ohne sich den Entgegengehenden anzuschließen.

Rosenberg gab dem alten Caplicz von Sulewicz den Arm. „Kommt, Vater", sagte er weich, obwol seine Züge Trotz und Ingrimm ausdrückten; „ich werde Euch führen. Ihr kommt sonst nicht durchs Gedränge."

„Ich danke Euch, lieber Oberst; meine Diener werden wol unten sein; Ihr sollt nicht lange Mühe mit mir haben."

„Was Diener! Wer weiß wo die Halunken sich umhertreiben, jetzt wo alle Zucht und Gehorsam beim Teufel sind, selbst unter den Soldaten! Verlaßt Euch auf mich, alter Vater! Ich bringe Euch nach Haus, bei des Obristkanzlers Lobkowitz Haus hinunter, den Weg über die Brücke; dort wird der Gang frei sein. Mögen die Andern nach dem Thor gehen! Wenn's auf die Wälle ginge, zur Vertheidigung, wäre ich auch dabei. Ich marschire gern dem Feind entgegen, aber auf diese Weise nicht!"

Unter diesem Gespräch hatten sie die Treppe erreicht, und vorsichtig geleitete der betagte Kriegsmann den betagteren Mann des Friedens die Stufen hinunter, und verließ ihn nicht, obwol er drunten seine beiden Diener antraf.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Strom der Andern ging dem Thore zu.

„Was ist das für Glockengeläut?" fragte Frühwein den neben ihm gehenden Steffeck.

„Es ist von den Kapuzinern!" antwortete dieser.

„Was?" rief Frühwein. „Sie läuten die Glocken zum Einzug des Herzogs? — Freilich, freilich, sie sind wieder unsere Herren und nehmen schnell wieder Besitz von dem Throne ihrer Macht! So rasch wendet sich das Blatt! Wir sehen den Sieger noch nicht, der uns den ehernen Fuß auf den Nacken setzt, und sie begrüßen ihn schon! — Steffeck! Es kommen furchtbare Tage!" sagte er zusammenschauernd, im Vorgefühl des eigenen Geschicks und dem des Ganzen.

Wankenden Schrittes ging er, den Arm des Freundes ergreifend, weiter.

Obwol die ganze Straße hinab, bis zum Stift Strahow und die aufsteigenden Wege zum Hradschin, so weit das Auge sie nach dem Thor und nach der Altstadt zu überblicken konnte, mit düstrem Menschengewimmel bedeckt waren, lagerte sich doch eine schauerliche Stille über den Massen. Es war als ob ein eherner Himmel auf Prag drücke; nur ein dumpfes leises Murmeln wogte durch die Lüfte; selbst kein vereinzeltes lautes Wort ließ sich vernehmen. Der Klang der Glocken von den Kapuzinern schwebte daher, vernehmlich von Allen gehört, über dem finstren Gewoge hin. Nach einigen Minuten erklangen auch die Glocken von dem Spitzthurm

der Sanct=Thomaskirche am Abhang des Hradschinberges, gegen den Strom zu.

„Auch dort — hörst du?“ sagte Frühwein zu Steffeck. „Die Katholischen läuten zum Fest ein!“

„Ja, die Glockenzungen, die Scultetus und seine calvinistischen Eiferer so lange gebunden haben, werden schnell wieder laut!“ sagte dieser.

Es währte nicht zehn Minuten, so ließ sich auch jenseits der Moldau, von der Altstadt herüber Glockengeläut, das der Wind herübertrug, vernehmen. Es schien, als horche das Volk in schauerlicher Spannung auf diese Klänge. Niemand wußte, was sie bedeuten sollten: ob eine Begrüßung des einziehenden Herzogs, oder ein angstvolles Flehen zum Himmel. Frauen, Kinder, und Viele des Volks faßten es in der letztern Weise auf und drängten sich in die Kirchen, um auf den Knien Abwendung der Schrecken zu erflehen, die wetterschwer über Prag hingen. — Die Glocken theilen ja die Gewitter!

Nach den ersten Botschaften hatten Alle vermuthet, der Herzog Maximilian werde sofort in der Stadt eintreffen. Doch seine Ankunft verzögerte sich noch bis Mittag. Nur mehrere Fähnlein Reiter waren eingerückt und hielten den Theil der Straße zunächst dem Thore besetzt. Tilly hatte Vorsicht geboten. Niemand im feindlichen Heere wollte glauben, daß die ganze kriegerische Macht Böhmens und des befestigten Prags so ohne Schwertstreich dem Sieger den Nacken beugen werde! Der besonnene Tilly fürchtete einen Hinterhalt, und hatte erst rechts und links am Thor die Wälle und einige Bastionen besetzen und Truppen in die Seitenstraßen rücken lassen. Patrouillen der Pappenheim’schen Reiter recognoscirten die Straßen bis

gegen das Schloß hin. Sie waren für die anrückenden Hauptmassen gehalten worden.

Gegen zwölf Uhr zeigte ein anwachsendes Gedränge und das unruhiger werdende Murmeln im Volk, daß etwas Wichtiges vorgehe.

„Es ist kaum über Jahresfrist, daß wir an eben dieser Stelle den Freudeneinzug des Königs begrüßten, als er von Waldsassen her eingeholt wurde“, erinnerte Steffeck. „Wer hätte gedacht, daß Böhmens glückliche Tage so schnell vorübergehen würden!“

„Jetzt kommen sie“, unterbrach ihn Frühwein. „Laßt uns hier links hinübertreten, dann können wir Alles ins Auge fassen, den Herzog, und die Begrüßung durch die Deputation!“

Sie wandten sich auf die linke Seite der Straße, wo schon viele Tausend Bürger ein langes, stummes Spalier bildeten. Das Kloster und die Kirche der Kapuziner lag ihnen schräg gegenüber.

„Wie mögen sie dort auf Rache brüten!“ raunte Frühwein Steffeck ins Ohr. „Wißt Ihr, dorthin flüchtete sich der Geheimschreiber Fabricius, und von dort schafften sie auch den Grafen Martiniz heimlich aus der Stadt.“

„Man sagt's“, erwiderte Steffeck. „Aber sie wollten es nachmals nicht Wort haben. Jetzt werden sie sich ein Verdienst daraus machen! — Daß Fabricius dort verborgen gewesen, ist aber außer Zweifel. Nur die Mittel zum Weiterkommen haben Beiden ihre Frauen verschafft. Mochten sie immerhin; ich habe niemals etwas Schlimmes darin gesehen. Wer weiß, ob wir jetzt nicht in gleichen Fall kommen werden!“

„Wer weiß!“ wiederholte Frühwein bekümmert.

Trompetenschall unterbrach das Gespräch. Drei Trompeter wurden, über der schwarzen Menge hervorragend, sichtbar. Hinter ihnen drei Reiter, die sich durch stattliche Rüstungen und Hüte mit Federbüschen auszeichneten. Es war unverkennbar, daß es höhere Führer sein mußten. Eine nachfolgende geschlossene Abtheilung von Reitern, zwei Cornets Pappenheim'scher Kürassiere, blieb etwa zehn Schritte hinter ihnen.

Das Volk drängte sich scheu auf die Seite, als die Trompeter Bahn machten; doch stopfte sich die Straße in der Nähe der Feldherren, auf die Aller Blicke geheftet waren. Einige nahmen in banger Furcht die Barets und Mützen ab. Doch kein Zuruf, kein Laut ließ sich hören. Tiefe, beklommene Grabesstille bezeichnete die Ankunft der feindlichen Heerführer.

Auch die Trompeten verstummten jetzt, da die Bahn auf der ganzen Straße offen war.

Plötzlich erdröhnten dagegen die Trommeln; betäubend schallten die Wirbel zwischen den Häusern wieder. Man sah, wie die Menge erschreckte, von einem düstren Schauer ergriffen, als sei dies das Zeichen zur Fortsetzung der Schlacht in den Straßen der Stadt selbst. Einige Weiber mit Kindern an der Hand flüchteten angstvoll; die Kleinen weinten laut.

Die Einrückenden waren jetzt dicht heran. Man konnte die Züge der Feldherren erkennen. Herzog Maximilian ritt auf einem Goldfuchs mit langer Mähne und Schweif voran; um die Länge eines halben Pferdes zur Rechten hinter ihm Graf Boucquoi; auf der andern Seite, noch etwas bescheidener zurückgehalten, Tilly.

Nur Wenige kannten sie; doch Herzog Maximilian trug einen fürstlichen Hut mit weißem Federbusch; sein

schwarzer Mantel war mit Hermelin besetzt, und auf der hellblauen Schabracke seines Pferdes sah man das bairische Wappen in Silber gestickt. Seine glänzende Siegertracht stand in herbem Abstande zu der Scheu, die sein Erscheinen erregte, und den schweren Sorgen und Befürchtungen, die sich daran knüpften.

Boucquoi sah stolz und misvergnügt aus. Er ritt einen schwarzen andalusischen Hengst; in seiner Kleidung war nichts von Pracht und Festlichkeit zu bemerken. Er hatte den dunklen Mantel dicht um sich geschlagen und sah gerad über sein Pferd hin. Die Schlacht war gegen seinen Rath und Willen geliefert und glänzend gewonnen. Der Sieg verdroß ihn halb; er nannte ihn im Innern, und vielleicht nicht mit Unrecht, einen blinden Glücksfall.

Tilly ritt mit unbeweglichen Zügen vor sich hin. Unter dem breitkrämpigen Filzhut, mit langer, nach hinten bis zur Schulter überfallender rother Feder, sproßte sein spärliches Haar hervor; den spitzen weißgrauen Bart strich er sich zuweilen mit der linken Hand, indem er sie mit den Zügeln so hoch erhob. Die Rechte hatte er nachlässig auf sein Pistolenhalfter gelegt und spielte wie in Gedanken mit dem Griff einer langen Pistole. Sein schwarzes Augenpaar blickte bohrend unter der breiten, gerunzelten Stirn hervor.

„Das muß Graf Tilly sein", sagte Steffeck leise.

„Soweit ich ihn aus der Beschreibung kenne, kein Anderer", antwortete Frühwein.

„Schau, Bruder", murmelte die Stimme eines gemeinen Mannes hinter Beiden, „sieht der Alte da drüben nicht aus wie ein hungriger Habicht? Ich möchte ihm nicht in die Krallen gerathen."

„Er muß in der Mause sein", antwortete der An-

geredete, „so einen kahlen abgemagerten Hals reckt er aus dem Harnisch heraus.“

Es überlief Frühwein und Steffeck kalt bei dem Anblick des finstren Mannes.

Die Trompeten verstummten. Das laute Commandowort „Halt!“ schallte durch die Straße. Auch der Herzog und die beiden Feldherren hielten ihre Pferde an.

Erst jetzt bemerkten Steffeck und Frühwein, daß drüben die Pforte der Kapuzinerkirche sich geöffnet hatte und der Prior an der Spitze der Mönche daraus hervorschritt. *) Der Zug nahm seinen Weg gerad auf den Herzog Maximilian zu. Der Platz wurde durch einige vorsprengende Reiter frei gemacht, daß das Volk an den Seiten zurücktrat.

Der Herzog saß ab und schritt den Geistlichen entgegen. Boucquoi und Tilly thaten das Gleiche. Der Prior beugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Herzog; doch dieser begrüßte den Pater, indem er ihm die Hand reichte und sich selbst tief gegen ihn und die frommen Brüder verneigte.

Tilly beugte sich noch tiefer und küßte ehrfurchtsvoll die Hand des Priors.

„Laßt uns, würdiger Vater, in Eurer Kirche“, sprach der Herzog mit vernehmlicher Stimme, sodaß es bei der tiefen Stille ringsher Alle hörten, „zuerst unsere Andacht verrichten und Gott dem Allmächtigen danken für den Sieg, den er der heiligen Kirche und der gerechten Sache, für die wir kämpfen, verliehen hat. Eher will ich nicht die Stadt betreten, bis ich mein Knie gebeugt habe am Altar des Herrn.“ *)

*) Historisch.
**) Historisch.

Während so der Herzog zu dem Obern der Ordensbrüder sprach und dieser ihm ehrerbietige Worte erwiderte, näherte sich der Landhofmeister Wilhelm von Lobkowitz, der mit vier Begleitern in scheuer Ferne gestanden hatte, entblößten Hauptes, um die Schrift, welche die Anerbietung der Unterwerfung und die daran geknüpften Bedingungen, vielmehr Gesuche, enthielt, zu überreichen.

Der Herzog bemerkte es, winkte aber, noch bevor Lobkowitz gesprochen hatte, diesem mit der Hand zurück.

„Alle weltlichen Geschäfte“, sagte er kalt abweisend, „bleiben, bis wir unsere Andacht verrichtet haben!“

Die Abgesandten vernahmen den Bescheid Dessen, der jetzt Herr über sie war, in tiefer Unterwürfigkeit. Welche Gefühle auch ihr Herz durchschnitten, ihre Wangen mit dem Roth der Schmach färbten, sie mußten erdulden was geschah. Sich scheu zurückziehend, traten sie gegen das Volk hin, das einen Ring um den Vorplatz der Kirche, den die Pappenheim'schen Reiter frei hielten, gebildet hatte.

Ohne sie weiter eines Blicks zu würdigen, ging Maximilian an ihnen vorüber und trat in die Kirche. Boucquoi grüßte mit einiger Gutmüthigkeit und in der Gewohnheit französisch-niederländischer Sitte; Tilly beugte sein graues Haupt ernst und langsam, und nahm sogar auch den Hut ab. Er blickte unbeugsam streng, doch ohne Hohn oder Geringschätzung. Ob er sein Haupt entblößt hatte, weil er der Thür der Kirche schon so nahe war, oder weil er es einer Botschaft von fünf der angesehensten und würdigsten Männer Böhmens gegenüber für angemessen erachtete, blieb freilich unentschieden.

Eine halbe Stunde verging in dumpfer Stille. Der Platz vor der Kirche blieb frei; das Volk wurde weit

zurückgehalten. Reiter mit behelmtem Haupt und gezogenen breiten Schwertern ritten langsam auf und nieder und wahrten die strengste Ordnung. Von der Stadt herüber tönte ununterbrochen das Geläut der Glocken. Es war ein Augenblick pochender Spannung. Die unterliegende Partei hatte die Rache der siegreichen zu fürchten! — Schrecken drohte Allen; denn wer wußte, ob nicht ein verzweiflungsvoller Kampf doch noch das Aeußerste wagen würde? Und, wurde erst die Stadt zum Schlachtfeld, wer fragte dann nach Glauben und Partei? Die entfesselten Furien des Kampfes zerrissen alle Bande der Gesetze, der Menschlichkeit; der Soldat raubte, verwüstete, mordete und brannte, schwelgte in wilden Gelüsten, wo er irgend Ersättigung fand. Wer hemmt die gestachelte Gier des Raubthieres, das Blut geleckt? Und entsetzlicher ist der Mensch im Taumel seines Wahnsinns; er vernimmt keine heilige Stimme, nicht die flehende des Erbarmens, nicht die zürnende Gottes! — Und Vorbilder solcher Schrecken standen selbst aus den jüngsten Zeiten, wie Piseks Untergang in Blut und Asche, in der frischen Erinnerung Aller! — —

Endlich traten die Feldherren, geleitet von dem Prior und mehreren Mönchen, wieder aus der Kirche. Die beiden als Wache an der Thür aufgestellten Lanzenknechte traten zur Seite und stießen die Spieße aufrecht mit dem Schaft neben sich gegen die Erde.

Der Herzog that einige Schritte auf den Platz, und da man ihm sein Pferd vorführen wollte, machte er mit der Hand ein abweisendes Zeichen. Er hatte sich nach den Abgeordneten umgesehen und winkte diese heran.

Martin Frühwein und Tobias Steffeck hatten es nun doch für angemessen gehalten, sich den andern Vertretern

anzuschließen; sie schritten jetzt, Lobkowitz folgend, zu dem Herzog heran.

Der Landhofmeister wollte sich auf das Knie senken, doch Maximilian verhinderte es. „Nur meinem Herrn und Gebieter, Sr. Majestät dem Kaiser, geziemt es, solche Zeichen der Ehrfurcht zu empfangen", sprach er gemessen. „Wer seid Ihr? Was ist Euer Begehr?"

Wilhelm von Lobkowitz nannte seinen und seiner Begleiter Namen. „Wir nahen uns", hub er an, „Ew. herzoglichen Gnaden in Demuth und mit der dringenden Bitte, die Macht des Sieges, den Gottes Fügung in Ew. hochfürstlichen Gnaden Hand gelegt, milde zu üben und uns die Bedingungen zu gestatten, die wir als die Stände des Landes in dieser Schrift, welche wir Ew. Gnaden unterthänigst überreichen, aufgesetzt haben. Wir verhoffen, daß Ew. herzoglichen Gnaden nicht grausam mit uns verfahren, sondern die Stimme der Billigkeit und Menschlichkeit vernehmen werden."

Der Herzog nahm schweigend die Schrift und durchflog sie im raschen Ueberblick.

„Ich muß Euch fragen", sagte er, nachdem er die Schrift durchlaufen, während die Abgeordneten und das Volk ringsumher in gespannter Erwartung harrten, „Herr von Lobkowitz, wer denn eigentlich der Sieger ist — die rebellischen Böhmen oder die Heere Sr. Majestät des Kaisers? Denn solche Forderungen, wie ihr hier stellt, hätten wir allenfalls anhören können, wenn wir die Schlacht verloren hätten!"

Lobkowitz erblaßte und trat einen Schritt zurück.

„Ich habe weiter keinen Auftrag von Sr. Majestät meinem allergnädigsten Kaiser", fuhr der Herzog nach einigen Augenblicken in strenger Haltung und Rede fort, „als

den Aufstand in Böhmen zu dämpfen und die aufrührerischen Unterthanen zu Ordnung und Gehorsam zurückzuführen. Damit, denke ich, werde ich in der Hauptsache zu Stande gekommen sein. Was die Bestrafung oder Begnadigung der Schuldigen anlangt, so habe ich darüber nicht zu verfügen. Doch bevor davon nur die Rede sein kann, fordere ich im Namen Sr. Majestät unbedingte Unterwerfung.*) — Habt Ihr sonst noch ein Anliegen? Denn das hier" — er zeigte mit der Rechten auf die Schrift, die er in der Linken hielt, — „ist abgethan!"

Lobkowitz war zerknirscht von der Demüthigung und tiefen Schmach, die er und die Sache, der er angehörte, erdulden mußte. Er fand nicht sofort angemessene Worte der Erwiderung. Da sah er, wie einer der Reiter, die den Platz frei erhielten, die Volksmenge, welche in ängstlicher Sorge und Begier, zu erfahren was hier vorgehe, fast unwillkürlich näher herandrängte und herangedrängt wurde, mit zurückgeworfenem Pferde und rohen Schwerthieben vom Platze trieb, sodaß ein plötzliches Angstgeschrei und heftiges Hinwegstürzen entstand. Dieser Anblick erinnerte ihn an Das, was zunächst für Prag zu fürchten sei, und was er, wenn auch mit gewaltsamer Ueberwindung des eigenen Stolzes, zu verhindern suchen müsse.

„Ew. herzoglichen Gnaden", sagte er, „werden wenigstens derjenigen Bitte, die wir im Namen der ganzen Einwohnerschaft Prags thun, Gehör geben, daß diese Stadt nicht der Ungebühr und Wildheit des Kriegsvolkes preisgegeben werde, unter welcher der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden würde."

„Ich werde strenge Mannszucht halten unter meinen

*) Historisch.

Leuten", antwortete der Herzog. „Was zu ihrem Unterhalt und ihrer Pflege gehört, wird aber die Bürgerschaft, so wie die Obersten und Feldhauptleute es bestimmen, ohne Widerspruch und Ausflüchte herbeischaffen. Der Soldat hat lange genug Mühsal und Elend ertragen in dem Kriege, den euer aufrührerisches Treiben entzündet hat; er muß jetzt Ruhe und gute Pflege finden."

Lobkowitz stand stumm gebeugt.

Der Herzog fuhr fort: „Eure Söldner und Kriegsleute dankt ihr sofort ab und entwaffnet sie; auch jeder Bürger liefert seine Waffen ab. Für jegliche Feindseligkeit gegen meine Kriegsleute, wie für jeden sonstigen Unfug, ist mir die gesammte Bürgerschaft der Stadt verantwortlich. Das Uebrige erwartet in Unterwürfigkeit."

Mit diesen Worten wandte er sich um, winkte seinen Dienern, ihm das Pferd vorzuführen, schwang sich auf und ritt, wie zuvor von Boucquoi und Tilly begleitet, weiter in die Stadt, um Besitz von ihr zu nehmen.

Gebeugten Hauptes und tiefgebeugten Herzens nahmen Lobkowitz und die andern Abgeordneten denselben Weg.

Das nächste Schicksal Prags und Böhmens blieb in grauendes Dunkel verhüllt.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Ein Mann war es, der in redlichster Pflichttreue, mit tiefer Schwermuth und Bekümmerniß, den Wechsel der Zeit erduldete; Leander von Rippell, der um so weniger von seinem Gebieter abließ, je widerstrebender dieser sich den Ansichten und Meinungen des alten getreuen Dieners gezeigt hatte.

Seinem Muth war es glücklich gelungen, unter dem Schutz der Reiter, welche ihm Olbramowitz gewährt hatte, den Wagen mit den wichtigsten Gegenständen, Kronjuwelen, Gold und Documenten, welcher in Folge der Selbstsucht und verworrenen Bestürzung der königlichen Dienerschaft auf dem Ring stehen geblieben war, in seine Wohnung auf der Kleinseite ganz in der Nähe des Hradschin zu schaffen. Nicht ohne große Gefahr und Mühe. Denn schon herrschte die Zügellosigkeit in allen Straßen Prags; die unbezahlten Söldner ohne Anführer zogen in Schwärmen beutebegierig umher, und das besitzlose Volk trieb sich, bedenklich zusammengerottet, in gleicher Weise durch die Stadt. Die Moldaubrücke war durch Waffenmannschaft gesperrt. Nur das Ansehen Rippell's und der entschlossene Ton des Führers der Mannschaften, die ihn begleiteten, öffnete ihnen die Bahn.

Vor seinem Hause angelangt, ließ der Rath den Wagen unter das Thor schieben, befahl dann seinen Leuten das Hausthor fest zu schließen, und beeilte sich nun, die wichtigsten, auf dem Wagen befindlichen Gegenstände in Sicherheit zu bringen, soweit dies möglich war. Sobald

dieselben abgeladen waren, ließ er den Wagen wieder hinausfahren und übergab seinen übrigen Inhalt der Mannschaft, die ihn geleitet hatte, zum Eigenthum, doch mit der Bedingung, daß sie erst in der Altstadt theilten. So fuhr der Wagen zurück.

Obwol Rippell sich auf die Treue seiner alten Dienstleute verlassen konnte, so schien dem Gewissenhaften doch keine Vorsicht überflüssig. Bei dem Verbergen der kostbarsten und wichtigsten Gegenstände nahm er daher nur die Hülfe seiner Tochter Agathe und ihrer Freundin, der ihr so zwillingsähnlichen Margarethe an. Man durfte wol sagen, seiner beiden Töchter, denn die Waise, die ihm von Heidelberg aus nach Böhmen gefolgt war, war ihm so lieb geworden wie eine eigene Tochter, hing aber auch mit gleicher kindlicher Innigkeit an ihrem Wohlthäter.

Während die Leute einige Fässer mit Silbergeld in den Keller trugen, um es dort zu vergraben, brachten die Mädchen ein Kästchen mit venetianischen Dukaten und die Juwelen, die theils dem Könige und der Königin selbst, theils der Krone gehörten, in verschiedene Versteckorte in Sicherheit. Rippell selbst barg, als das Wichtigste, die geretteten Briefschaften und einige andere Schriftstücke, die er ohne den größten Nachtheil für seinen Herrn nicht vernichten, noch weniger aber in die Hände der Feinde fallen lassen durfte.

„Agathe", sagte Rippell zu seiner Tochter, als sie Beide allein waren, „dir will ich noch etwas anvertrauen, was ich nirgends sicherer weiß als bei dir selbst, nicht einmal bei mir. In diesem Säckchen", er zog ein kleines versiegeltes Packet aus der Brust, „sind geheime, wichtige Briefschaften des Königs enthalten. Bei dir sucht sie Niemand. Nähe sie sogleich in eins deiner Kleidungsstücke."

Agathe ging in ihr Zimmer, um dem Vater zu gehorchen.

Unter diesen Beschäftigungen war der Mittag herangekommen. Jetzt vernahm man das Läuten der Glocken. Der feierliche Klang hatte etwas Schauerliches und Wehmüthiges zugleich in dieser Zeit der schweren Besorgniß.

„Man sieht wohl, daß der Herr Hofpfarrer Prag verlassen hat", sagte Rippell mit einem bittren Lächeln, „sonst würden wir die Glocken nicht hören!"

„Er ist fort?" fragte Margarethe.

„Mit allen den Andern", antwortete Rippell; „er war der Ersten einer, die sich retteten; und er hat auch Recht, denn er gehört ja der Person des Königs zunächst an!"

„Werden wir nicht flüchten, lieber Vater?" fragte Agathe, „wenn das feindliche Kriegsvolk die Stadt besetzt, wenn es Gewaltthat und Plünderung übt?"

Der Rath schloß seine Tochter ans Herz. „Ich durfte die Stadt nicht verlassen; mich hielten Eid und Pflicht. Wir müssen auf Gottes Gnade hoffen!" sagte er bewegt, aber fest. — „Wer hätte die wichtigen Papiere der Kanzlei in Obhut gebracht?" fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „und nun vollends der schwere Unfall, daß diese werthvollen Gegenstände, die wir jetzt hier nothdürftig verbargen, nachdem ich sie mit der Arbeit der ganzen Nacht in Sicherheit gebracht zu haben glaubte, so säumig und pflichtvergessen zurückgelassen wurden!"

„Ach, lieber Vater", erwiderte Agathe bang, „wenn dir nur kein Uebles widerfährt!"

„Was soll ich zu fürchten haben?"

„Es sind doch so Viele geflüchtet; wenn sie nicht fürchteten, würden sie wol geblieben sein?"

„Es sind doch noch Mehrere geblieben", antwortete Rippell mit gezwungenem Lächeln.

Trommelwirbel, der das Geräusch des auf der Gasse

vorübertreibenden Volks übertönte, unterbrach ihr Gespräch. Die Mädchen eilten ans Fenster und spähten durch die dicht zugezogenen Vorhänge.

„Laßt euch ja nicht gewahr werden!“ warnte Rippell. „Es ist eine Zeit, wo Demjenigen am wohlsten ist, von dem man gar nicht weiß, daß er lebt! — Das Haus ist doppelt verriegelt und geschlossen“, setzte er hinzu, um die geängstigten Mädchen zu beruhigen.

„Meinst du denn, daß die Feinde gewaltsam in die Häuser brechen werden?“ fragte die bebende Agathe, während Margarethe den angstvollen Blick auf den Rath geheftet hielt. Sie war bisher ganz stumm geblieben, denn sie hütete sich auf irgend eine Weise Rippell's Besorgnisse zu vergrößern. Doch innerlich fürchtete sie, von düstren Ahnungen getrieben, vielleicht mehr als Agathe und der Vater. Sie hatte ja schon einmal das Entsetzen erfahren, von roher Willkür verfolgt zu werden. Jetzt stand ihr jenes Bild der schrecklichen Tage, die sie erlebt, mit erneuten Farben vor der Seele.

„Ich glaube nicht“, beantwortete Rippell Agathens Frage, „daß die Stadt gefährdet ist; denn das kaiserliche Heer besetzt sie für seinen Kaiser, sie ist ein Theil seines Landes, — er erachtet sie dafür“, veränderte er sein Wort — „wie sollte er der zerstörenden Wuth hingeben, was sein Eigenthum ist? Es ist nicht denkbar!“

Beide Mädchen athmeten leichter auf bei dem schwachen Trost dieser Worte.

„Sieh nur“, rief Agathe, „wie die Leute jetzt eilen! Es muß draußen irgend etwas Drohendes vorgehen.“ — „Horch, Vater“, machte Agathe ihn aufmerksam, und bebte am ganzen Körper. „Der Trommelschlag kommt immer näher! Sollte das das Zeichen zum Angriff sein?“

„Nein, nein, mein gutes Kind, gewiß nicht", beruhigte sie der Vater. „Es werden nur Mannschaften einrücken!"

Das Wirbeln der Trommeln wurde stärker. Jetzt vernahm man auch schon den Schall und das dröhnende Schwanken der im gleichmäßigen Schritt anrückenden Truppenmassen.

Den Mädchen schlug das Herz immer angstvoller!

„Da sind sie", rief Margarethe erschreckend. Ein Reiter in schwerer Rüstung wurde sichtbar. Ihm folgten mehrere, dann in geordneten Reihen zu Fuß, Mann an Mann geschlossen, behelmte Lanzenknechte mit mächtigen Spießen, die sie über der Schulter trugen.

„Was sind das für wilde Gesichter!" sagte Rippell und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. — Es war Verdugo mit seinem Fußvolk. Er hatte den Auftrag die Altstadt zu besetzen. Der Marsch der Truppen führte sie dicht unter den Fenstern Rippell's vorbei. Der Oberst hatte sich bis an die Zähne in den Mantel gewickelt. Nur seine dunklen Augen brannten unter der Krämpe des spanischen Hutes mit schwarzem Federbusch hervor. Zwei Hauptleute ritten halb neben, halb hinter ihm. Sie hatten finstre Züge, dichte schwarze Bärte. Die Soldaten sahen furchtbar verwildert und unrüstig aus. Die langen Märsche, die Nachtlager unter Zelten oder an rauchenden Feuern auf offenem Felde, und die jüngste, schwere, blutige Arbeit der Schlacht waren ihnen in Haltung und Tracht anzusehen. Die Kleidung und Waffen entbehrten jeglicher Gleichförmigkeit. Die Einen trugen grauschwarze rostige Helme, die Andern spitze, grobe Filzhüte mit breiten Krämpen, oder spanische Mützen mit Federn. Die Mäntel und Waffenröcke waren meist zerrissen, oder mit andersfarbigen Tuchstücken gebessert. Vielen hingen sie ganz in Lumpen um die Schultern. Hohe

Lederstiefeln, gelbbraun oder schwarz, soweit der Koth die Farbe noch erkennen ließ, bedeckten die Füße bis ans Knie, über das die weit aufgepufften Hosen sich bauschten. Die Brustharnische waren so verrostet wie die Helme; nur die nachlässig auf den Schultern getragenen Spieße hatten lange, blanke Eisen. Noch verwildeter als die Tracht war das Antlitz der Krieger. Der schwarze Bart umstarrte Kinn, Mund und Backen, das Haar hing lang, unordentlich, struppig unter den Hutkrämpen oder den Helmen hinten und vorn hervor, über Nacken und Stirn. Vom Gesicht selbst war nur diese zum Theil, und ein Fleckchen um Nase und Augen sichtbar, alles sonst unterm Haar versteckt; überdies die gelbbraune Hautfarbe durch eingegrauten Rauch und Staub schmuzig verdunkelt, bei Vielen noch durch frischen Pulverdampf geschwärzt, mit kaum verwischten Blutflecken gemischt. Das dunkle spanische Auge rollte unstet unter den Brauen; die Blicke flogen hin und wieder an den Häusern hinauf, wie nach Beute spähend, oder Zorn und Rache funkelnd. Denn manche Stirn war durch Narben gezeichnet, oder ein um den Kopf gewundenes blutiges Tuch bedeckte eine noch frische Wunde.

„Es ist als ob die Heerschaaren der Hölle Besitz von der Stadt nähmen“, murmelte Rippell schauernd vor sich hin, während die Mädchen mit unwillkürlich verhaltenem Athem bleich und zitternd hinstarrten auf die wilden Gestalten, deren jede eine furchtbare Drohung ausdrückte.

Agathe brach in Thränen aus, faltete die Hände und betete aus innerstem Herzen: „Mein gnädiger Herrgott, nimm uns in deinen Schutz!“

Der schwere gleichförmige Schritt, das dumpfe Rasseln der Trommeln, die Stille und Oede, die sonst in der Gasse herrschte, erhöhten noch die schauerliche Spannung des

Augenblicks. Es schien als wolle der Zug gar kein Ende nehmen!

Endlich unterbrach Trompetenschall die schon in der Ferne sich verlierenden Trommelwirbel. Ein Reiterregiment rückte an. Es waren Wallenstein's Kürassiere. Er selbst führte sie nicht. Er hatte sich hinauf in die Burg begeben, wo ein Rath der Feldherren berufen war, dem von den obern Führern nur Verdugo nicht beiwohnte, da ihm der Herzog Maximilian einstweilen die Besetzung und das Commando der Altstadt übertragen hatte.

Die ganz in Eisen wie eingeschmiedeten Reiter auf ihren starken Pferden machten einen ernsten, aber nicht so grauenhaften Eindruck als die gespenstischen Schaaren der Spanier. Man hörte sie einander deutsch zurufen, manches wilde, aber auch manches scherzhafte Wort. Dies löste schon in etwas die schauernde Beklommenheit, mit welcher das grabähnliche Schweigen der spanischen Schaaren die Brust gefesselt hielt. Da die Soldaten in Reih und Glied blieben, und geordnet vorwärts rückten, ohne in die einzelnen Häuser einzubrechen, hatte sich auch hier und da schon ein Fenster, selbst ein Thor geöffnet, und Neugierige fingen an, sich auf der Gasse blicken zu lassen, den Truppen das müßige Geleit zu geben. In den Wallenstein'schen Reitern erkannte Mancher einen Freund oder Landsmann, den er zuwinkend oder durch Wort und Handschlag begrüßte. Es waren doch Zeichen von gegenseitiger Theilnahme und Herzensregungen, die eine Brücke zwischen Siegern und Besiegten zu bauen schienen. Den Reitern folgten die schweren Geschützstücke mit Pferden böhmischer Bauern bespannt, die auf denselben ritten. Eine eigene Bespannung der Artillerie hatte das bairische Heer nicht; sie war überhaupt nur selten eingeführt, Die Landleute derjenigen Orte, die man eben besetzte oder

streifte, mußten gewöhnlich die Pferde vor das Geschütz legen, und man nahm sie so weit mit, bis man sich Ersatz schaffen konnte. Den Geschützen folgten wiederum verschiedene Abtheilungen Fußvolk, Musketiere, Lanzenknechte, abwechselnd mit Reitertrupps. Der Zug schien nicht enden zu wollen. Erst als die Dämmerung einbrach, zogen die letzten vorüber. — Als es eine Viertelstunde still geblieben war, athmeten Rippell und seine beiden Mädchen wieder leichter auf. Denn jeden Augenblick hatten sie gefürchtet, das Haus werde gewaltsam besetzt werden. Dieser Sorge schienen sie glücklich erledigt zu sein. Sie zogen sich in ein Stübchen nach dem Hof hinaus zurück; die Magd zündete eine Lampe an; Agathe und Margarethe setzten sich mit Rippell an den Tisch; ein prasselndes Feuer in dem plumpen Ofen verbreitete wohlthuende Wärme.

„Ach, wenn wir uns hier dieser friedlichen Stille ruhig erfreuen könnten, wie vormals in unserer lieben Heimat", seufzte Agathe und schlang den weißen Arm liebevoll um den Nacken des Vaters.

Margarethe blickte wehmüthig vor sich hin; ihr konnte die Heimat keine wohlthuenden Erinnerungen bieten; und doch sehnte sich ihr Herz dahin zurück!

„Ja wol", antwortete Rippell, der ganz erschöpft durch die Anstrengungen und erschütternden Bewegungen der letzten Tage, und darum sehr weich gestimmt war; „ja wol, mein liebes Kind! Ruh und Frieden im Lande, im Hause, im Herzen, sie sind die köstlichsten Güter des Lebens, die der Mensch, solange er in ihrem Besitz ist, nur zu wenig achtet, und sie in der Unruhe seiner Leidenschaften allzu leicht aufs Spiel setzt, gegen Dinge, die viel geringern Werthes sind!" Er dachte dabei: „Was ist der Glanz einer Krone gegen einen warmen, friedlichen Strahl der Abendsonne am Heimat-

herde! Was war Böhmens stolzer Thron gegen die grünen gesegneten Gefilde, wo der Fürst wie ein Vater unter seinen liebenden Kindern wohnte! Wo weder Neid noch Misgunst, weder Zwiespalt noch ungetreuer Wankelmuth die Tage des Vertrauens und des Friedens trübten!"

Eine heilig wehmuthvolle Stille schwebte in dem Gemach. Da schlug der eiserne Thorklopfer heftig an, daß es durch das Haus dröhnte. Alle schreckten zusammen. Jeder blickte den Andern an und seine Miene fragte: „Was soll das bedeuten?" Sie lauschten, ob sich auf der Gasse Lärmen hören lasse; es war Alles still. Der Klopfer schlug zum zweiten male an und dröhnte stärker als zuvor durch die Hausflur.

Die Mädchen zitterten und bebten. Rippell war unschlüssig was er thun solle. Die Hausthür war schwer verriegelt und verschlossen; es konnte, da er selbst die Schlüssel zu sich genommen hatte, Niemand von seinen Leuten ohne ihn öffnen.

Die Magd steckte den Kopf durch die Thür des Zimmers und meldete: „Es ist Jemand an der Thür, Herr Rath, der nach Euch begehrt!"

„Nach mir?" fragte dieser bestürzt. „Wer ist's?"

„Wer, weiß ich nicht. Als der Klopfer so stark anschlug, schlichen Christoph und ich uns leise an die Thür und lauschten. Da ließ sich eine Männerstimme draußen hören, die halblaut, aber dringend, fragte: „Ist Niemand hier, der öffnen kann? Ich muß den Rath Rippell sprechen!"

„Nun, in Gottes Namen! So will ich hinunter!" sprach Rippell entschlossen.

„Vater, geh nicht", bat Agathe und wollte ihn zurückhalten.

„Laß mich nur, liebe Tochter“, sagte er, sie sanft abweisend. „Droht uns Gewalt, so könnte ich sie doch nicht abwehren! Vielleicht ist es ein Freund oder ein Bedrängter — ich werde vorsichtig sein, aber ich will doch hören!“

Der Klopfer ließ abermals seinen Schall vernehmen.

Rippell ging hinab. Die Magd leuchtete ihm. Drunten in der Hausflur stand der Knecht Christoph und lauschte mit dem Ohr gegen die Thür.

„Oeffnet mir, öffnet“, sagte eine halb unterdrückte Stimme. „Ich bringe wichtige, eilige Botschaft!“

Auf diese Worte trat Rippell an die Thür und fragte: „Wer seid Ihr?“

„Seid Ihr's selbst, Herr Rath“, ließ sich die Stimme draußen vernehmen. „Ich muß Euch sprechen!“

„Herr Kanzler! Ihr — in dieser Stunde!“ erwiderte Rippell, der Wenzel von Budowa erkannte.

„Nennt um Gottes Willen meinen Namen nicht“, raunte der Kanzler gedämpft durch die Thür, „und öffnet eiligst.“

Der Schlüssel wurde umgedreht, die schweren Riegel zurückgezogen, die Thür halb geöffnet. Budowa trat hastig ein.

„Ihr werther Herr und Freund!“ begrüßte ihn Rippell erstaunt und mit dargereichter Hand, während der Knecht das Thor sogleich wieder schloß. „Tretet näher! Was führt Euch her in dieser nächtlichen Stunde, in so gefahrvoller Zeit?“

„Ja wol eine schwere, gefahrvolle Zeit!“ antwortete er. — „Die Augenblicke sind gezählt“, fuhr er leise, eilig fort; „ich muß Euch sprechen, doch ich kann nicht näher treten, ich muß sobald als möglich wieder fort. Entfernt Eure Leute.“

Rippell bedeutete diesen, ihn mit dem Gast allein zu lassen. „Um Gottes Willen, was bringt Ihr für Botschaft", fragte er voll Angst, als die Magd und der Knecht die Treppe hinaufstiegen.

„Seid auf Eurer Hut, theurer Freund", begann der Kanzler, „uns Allen drohen schwere Dinge, Euch aber zunächst!"

„Mir?" fragte Rippell erblassend.

„Ihr sollt verhaftet werden!"

„Ich!"

„Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren. Rettet Euch! Flüchtet!"

„Ich verhaftet, und weshalb?"

„Es ist Anzeige gemacht, daß Ihr Geld und Kostbarkeiten und wichtige Papiere des Königs an Euch genommen hättet."

„Nur was mir heilige Pflicht gebot zu bergen, habe ich geborgen! Was ist dabei strafbar. — Und wer kann es verrathen haben?"

„Laßt das jetzt, theurer Freund! Es gibt in diesem Augenblick Leute, die durch Anschwärzen und Angeben Anderer sich zu retten suchen. Die Gesinnungen wechseln schneller als die Windfahnen! Ihr seid nun gewarnt. Trefft Eure Vorkehrungen — verbergt was Ihr nicht abliefern wollt! Am besten aber ist's, Ihr flüchtet und verbergt Euch selbst! Denn wenn Ihr auch Alles, bis auf das letzte Blatt und den letzten Gulden ausliefertet — wer steht Euch dafür, daß sie nicht doch vermuthen, Ihr verhehltet noch viel mehr?"

„Nichts werde ich ausliefern, was ich meinem Herrn und Könige in Treue zu wahren schuldig bin!" rief Rippell mit edler Wärme.

„So flüchtet, flüchtet um so mehr, — ich beschwöre Euch! Sie würden jedes Mittel gegen Euch anwenden! Denkt an den unglücklichen Tengnagel, der auf der Folter befragt wurde!"

Der alte rechtliche Mann stand todtenbleich und zitterte wie im Fieber: „Auf der Folter ...." Das grausenvolle Wort erstarb ihm im Munde.

„Ich muß fort, — nutzt meine Warnung, solange es noch möglich ist! Laßt mich jetzt hinaus, lebt wohl! Gott schütze uns Alle!"

Unwillkürlich, kaum noch wissend was er that, hatte Rippell den Schlüssel umgedreht und mit zitternden Händen die Riegel zurückgezogen. Der Kanzler verschwand eilig im Dunkel der Straße.

Fast unvermögend die Lampe in seiner Hand zu halten, schwankte Rippell durch die lange Hausflur zurück, der Treppe zu, welche durch eine besondre Thür abgeschlossen war. Er hatte diese kaum geöffnet und war die ersten Stufen hinangestiegen, als ihm schon Agathe und Margarethe von oben herab entgegeneilten, mit der ängstlichen Frage auf den Lippen, was geschehen sei.

„Meine lieben Kinder", begann er so gefaßt als möglich, „wir sind in diesem Hause nicht mehr sicher, rafft schnell das Nothwendigste zusammen und bereitet Euch mit mir zu fliehen!"

„Zu fliehen? Und wohin?" fragten gleichzeitig Beide.

„Noch weiß ich es nicht! Gott wird uns eine Zufluchtsstätte zeigen", antwortete Rippell, und trieb sie hastig die Treppe hinauf.

Noch waren sie nicht oben, als donnernde Schläge an der Hausthür ertönten, als ob sie mit Aexten eingeschlagen werden sollte.

„Gott im Himmel! Was ist das?“ rief Agathe und faßte den Arm ihres Vaters.

„Jesus! Sie wollen mit Gewalt eindringen. Sie wollen plündern!“ brach Margarethe entsetzt aus! Rippell stand wie eingewurzelt. Er hatte keine Zweifel darüber, was das Toben an der Thür bedeute!

„Aufgemacht, in des Kaisers Namen!“ rief eine rauhe Männerstimme drunten, daß es durch das Haus schallte.

Der Rath warf einen Blick gen Himmel! Es war als habe er dort Hülfe gesucht und gefunden. Er hatte einen Entschluß und dadurch sich selbst wieder gefaßt.

„Aufgemacht! Oder wir sprengen die Thür“, lärmten jetzt mehrere Stimmen, und die donnernden Kolbenstöße erneuerten sich.

„Geht Ihr hinauf! Nehmt Alles Gold zu Euch“, flüsterte Rippell. „Hier sind meine Schlüssel, Agathe! Ich weiß was das bedeutet; ich werde öffnen! Ihr flüchtet! Sucht durchs Hinterhaus aus den Fenstern über die Hofmauer zu entkommen!“

Agathe umschlang ihren Vater. „Ich verlasse dich nicht, mein Vater!“ rief sie.

„Du kannst mir nicht helfen und stürzest dich mit ins Verderben“, antwortete Rippell hastig, „und mich vielleicht tiefer, wenn du .... denke an Das, was ich dir anvertraute“, flüsterte er ihr zu; „das in Sicherheit zu bringen, daß es Niemand findet, noch davon erfährt, darauf kommt Alles an. — Flüchtet, flüchtet! ich befehle es Euch, wenn Euch mein Leben, meine Ehre lieb sind!“

Der Lärmen hatte indessen immer zugenommen. Die Thür krachte unter den Schlägen und Stößen; wenn das Toben einige Augenblicke gedauert hatte, wurde es unterbrochen, und die rauhe Stimme ließ sich wieder hören.

„Wird binnen zwei Minuten nicht geöffnet, so muß Alles über die Klinge springen, was im Hause steckt, wenn wir eindringen!“ schrie der Führer der Bewaffneten draußen.

„Ich komme schon“, sagte Rippell mit fester Stimme und näherte sich der Thür. „Wer seid Ihr? Was ist Euer Begehr?“

„Aufgemacht jetzt und nicht lange gefragt, ins Teufels Namen, sonst lasse ich Feuer ins Haus werfen“, donnerte die Antwort.

Rippell sandte ein stummes Gebet gen Himmel und öffnete absichtlich so langsam als möglich, um den Flüchtenden Zeit zu gewinnen.

Ein Hauptmann der Lanzenknechte in voller Rüstung, hinter ihm ein Trupp von zwanzig Mann, drangen in die Pforte und füllten die Hausflur. Zwei trugen Fackeln.

„Hier wohnt der pfälzische Rath Rippell?“ fragte der Hauptmann den Oeffnenden scharf ins Auge fassend. „Ihr seid es wol selbst?“

„Ich bin es!“

„So werdet Ihr mir auf der Stelle folgen. Ihr seid mein Gefangener!“ sagte der Kriegsmann rauh und faßte ihn mit der Hand am Arm, schob ihn den nächsten Bewaffneten zu und befahl: „Nehmt ihn zwischen euch!“

„Weshalb werde ich verhaftet? Auf wessen Befehl?“ fragte Rippell, alle Kraft zusammennehmend.

„Die Fragen mögt Ihr Andren thun. Ich vollziehe meine Ordre. — Ist Eure Tochter im Haus?“

„Meine Tochter?“ rief Rippell erbleichend. „O lieber Herr, was hat das unschuldige Mädchen ....“

„Ich habe meine Ordres! Ins Teufels Namen. Auch Eure Tochter ist meine Gefangene. Führt mich zu ihr,

oder ich lasse sie im Hause suchen, und finde ich sie, so soll sie, hol mich der Teufel ....“

Rippell zitterte wie im Fieber; er wollte antworten, seine Zunge war wie gelähmt. Da flog, noch ehe der Hauptmann seinen Fluch ausgesprochen hatte, die Thür von der Treppe zur Hausflur auf, und Margarethe stürzte heraus: „Ich bin die Tochter!“ rief sie auf Rippell zufliegend. „Was wollt Ihr von uns? Was hat mein Vater begangen?“

Unter den Kriegsleuten entstand bei dem Anblick des schönen Mädchens, dem das blonde Haar um die Schultern wallte, ein Murmeln der freudigen Verwunderung. Wilde Begier flammte in den Augen der rohen Gesellen auf. Der Hauptmann faßte Margarethen rauh am Arm und befahl: „Nehmt sie fest, es ist ihr Glück, daß sie sich selbst meldet!“

„Um Gottes Barmherzigkeit Willen, Gnade für meinen Vater“, rief Margarethe und warf sich flehend dem Hauptmann zu Füßen.

Zu gleicher Zeit sprang Rippell, der von Staunen und Bestürzung fast erstarrt war, hervor und brach in die Worte aus: „Margarethe! Was thust du! — Herr! Es ist nicht meine Tochter!“ wandte er sich in seiner unverbrüchlichen Redlichkeit aufwallend gegen den Hauptmann.

„Vater, stoße mich nicht von dir! Ich verlasse dich nicht!“ rief Margarethe.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Hauptmann und stieß Rippell mit der Faust zurück. „Mit solchem kläglichen Pfiff dachtet Ihr uns alte Füchse zu prellen? Fort mit Beiden, Vater und Tochter, auf der Stelle! — Unteroffizier Buttler! Führt die Gefangenen ab. — Jetzt wollen wir das Haus durchsuchen“, befahl er den Leuten. Er postirte zwei Mann an die Thür; sechs theilte er dem Unteroffizier zu.

Margarethe erstickte die Worte, welche Rippell noch versuchen wollte, durch ihre Umarmungen und Thränen. Sie wurden auseinander gerissen, je zwei Mann nahmen sie in ihre Mitte; so folgten sie dem Unteroffizier, der auf der Stelle mit ihnen das Haus verließ, während der Hauptmann mit seinen Mannschaften in das Innere drang.

Vierundzwanzigstes Capitel.

„Wie ist dir, Xaver, du hast lange geschlummert“, fragte Therese mit liebendem Blick über ihn geneigt.

„Meine Therese“, antwortete er und aus den zu ihr aufgeschlagenen Augen leuchtete die ganze dankbare Rührung seines Herzens. Er zog sie zu sich und preßte einen langen heißen Kuß auf die Lippen des treuen, hochgesinnten Weibes.

„Nun, ist dir besser? Fühlst du dich erquickt, gestärkt?“ fragte sie nochmals, ihn mit sorgender Innigkeit anschauend.

„O viel, viel. — Wo ist Schwarz!“ fragte er umherblickend; „sind wir Beide allein hier?“

Therese bejahte es.

„Er ist nicht zurückgekehrt?“ sagte Xaver mit bedenklichem Ton. „Sollte ihm ein Unglück begegnet sein — oder ließe er uns im Stich?“

„Das gewiß nicht“, entgegnete Therese. „Aber ein Unglück .... Freilich, Gefahr droht ringsumher. Allein er ist so kühn, so schlau und besonnen! Ich vertraue ganz auf seine Gewandtheit und seine Treue! — Ja, er ist treu wie Gold!“

„Dieses Feuer“, sagte Xaver mit einem Blick auf die Kohlenglut, „ist sehr wohlthätig, allein ich fürchte, es wird uns verrathen!“

„Besorge das nicht, Xaver. Diese Kohlen glimmen still fort und geben fast gar keinen Rauch. Auch hat Schwarz die ganze Gegend vor dem Walde durchstreift; es ist kein Soldat mehr in der Nähe. Mit dem grauenden Morgen sind sie Alle aufgebrochen nach Prag zu. Das Dorf, wie die ganze Gegend, ist verlassen. Wir sind völlig einsam in diesem Walde.“

„Wenn nur bei dieser Kälte der Rauch“, antwortete Xaver, „nicht einen zufälligen Wanderer hierher lockt.“

„Das würde doch nur ein obdachlos umherirrender Böhme sein, oder ein Versprengter aus der Schlacht, den die Noth herführte; von Beiden wäre kein Verrath zu fürchten, selbst wenn sie wüßten, wer wir sind.“

„Horch! — Es naht Jemand!“ flüsterte Xaver und lauschte mit seinem jagd- und krieggeübten Ohr.

„Nur der Wind ächzt im Schlot, oder zieht durch die Wipfel der Tannen und knistert mit den trocknen Zweigen“, versetzte Therese, selbst aufhorchend.

„Der Wind schweigt eben“, erwiderte Xaver leise, „es ist todesstill in der Hütte und im Walde. Aber ich habe draußen Laute wie von Tritten gehört, und Geräusch in den Zweigen! Ich täusche mich nicht, Therese! Schon wieder — ganz nahe!“

Therese hörte es jetzt ebenfalls.

„Es ist vielleicht Kaspar Schwarz selbst“, sagte sie und lugte durch die Ritzen der Bretter, mit denen das kleine Fenster verschlagen war.

„Er ist's!“ rief sie freudig, doch mit gedämpftem Laut aus, und flog dem treuen Genossen vor die Thür entgegen.

Man hörte ihn draußen fest aufstampfen und sich den Schnee abschütteln. Dann trat er ein, mit einem großen, durch einen alten Strick und einige Weidenruthen zusammengeschnürten Packen auf der Schulter.

„Nun, da bin ich!" sagte er rauh, wie er nicht anders vermochte, aber doch freundlich, und reichte Theresen die Hand. „Uf" stöhnte er und warf den Packen auf die Erde, an dessen weichem Fall man wahrnahm, daß er, wie man auch von außen sah, nur Kleidungsstücke enthielt. „Uf! Es will doch anfangen mir sauer zu werden! — Aber ich denke, der Gang hat sich belohnt; er wird euch frommen und Segen bringen! — Ich bringe gute Zeitung mit", wandte er sich mit einem frohstrahlenden Antlitz zu Theresen, „was meint Ihr, wen ich gesprochen habe?"

Therese sah ihn gespannt fragend an. „O sagt es, Lieber, sagt es gleich!" bat sie.

„Den alten braven Wolodna."

„Meinen Vater!" rief sie vor Freude erschüttert und faßte warm seine beiden Hände. „So lebt er — so hat mich meine Hoffnung nicht getäuscht, — wo, o sagt mir schnell, wo?"

„Er liegt bei den Verwundeten in Sanct-Margarethen und wird gut gepflegt, besser wie der da!" antwortete Kaspar und zeigte auf Xaver.

Therese, in ihrem dankerfüllten Herzen, sank an Xaver's Lager auf die Knie; ihre Thränen strömten heiß, Worte hatte sie nicht, sie drückte ihr Haupt an Xaver's Brust, der sie sanft liebkoste.

„Sie haben ein ganzes Hospital dort errichtet", erzählte Kaspar, „und das muß wahr sein, Freund und Feind wird dort gepflegt. Es sind zwanzig Barmherzige Schwestern und eine Menge frommer Brüder aus Prag dazu hinaus-

gekommen, die Kirche und die Kapelle, das Kloster, die Zellen, ja die Wirthschaftsgebäude selber liegen voll Verwundeter. Und Viele sind schon hineingeschafft nach Prag, denn die Kleinseite ist ganz besetzt von den Kaiserlichen."

Therese war zu bewegt über die Nachricht von ihrem Vater, um nach diesen Einzelheiten achtsam hinzuhören, doch Xaver konnte seinen Schmerz nicht unterdrücken. „Prag schon in der Hand der Feinde!" sagte er finster und starrte vor sich hin.

„Wie komme ich zu ihm", fragte Therese, „sagt mir das, lieber Freund!"

„Nur nicht zu hastig, sonst könnte Alles übel gehen", antwortete Kaspar Schwarz. „Seht da", er zeigte auf den Packen am Boden, „das sind Wämser, Mäntel und Kriegsabzeichen, die habe ich auf dem Schlachtfelde zusammengesucht und mit einem alten Halfterstrick und etlichen Gerten zusammengebunden. Davon können wir aussuchen. Wir müssen Alle als kaiserliche Verwundete ins Thor. Hier kleiden wir uns um." Dabei kauerte er sich auf das Bündel, löste den umgeschlungenen Strick und die Weidenruthen und packte einzelne Kleidungsstücke und Feldzeichen aus, während er immer fort sprach. „Wenn Ihr nur Kräfte habt, daß wir bis zum Thiergarten kommen; in dem Gebüsch dort flechten wir eine Bahre aus Baumzweigen. Auf der tragen wir Euch ins Thor. — Wolodna kann gehen. Er ist nur durch den Arm gestochen, und hat eine Schmarre auf der linken Backe. An Kräften fehlt's ihm nicht. Er liegt gleich am nächsten an der Mauer beim Eingangsthor. Es ist keine Schwierigkeit für ihn, herauszukommen. Er, und wir zwei, die junge Frau und ich, wir schleppen an der Bahre, so tragen wir Euch hinein. Und in Prag wird doch noch ein Loch zum Versteck für uns zu finden

sein? Noch läßt sich das ausführen, denn noch ist Alles in Unordnung und Verwirrung; morgen ist's vielleicht nicht mehr möglich. Nun sagt: Habt Ihr Kräfte, Hauptmann? Habt Ihr Muth, junge Frau? Aber was frage ich, — Ihr und Muth! Ihr könntet uns fragen!“

Therese half die Kleidungsstücke ausbreiten.

„Das ist Eure Feldbinde als kaiserlicher Hauptmann“, rief Kaspar zu Xaver hinüber und warf ihm eine Feldbinde zu.

„Ihr müßt in das Reiterwams hier kriechen, junge Frau“, sagte er munter zu Theresen und schob ihr ein gelbes Collet, mit Schnüren zierlich besetzt, zu. „Ich hab's einem Junker oder so einem Bürschchen ausgezogen. Das junge Blut lag in einem Hohlweg; der arme Schelm sah bleicher aus wie ein blasses eingeschlafenes Mädchen.

Therese that einen Ausruf der Ueberraschung, denn sie erkannte das Collet als das Valentin's, des jungen Köhlerburschen, bei dessen letztem Seufzer sie zugegen gewesen. eine tiefe Rührung ergriff sie. „Mußte er so jung dahinscheiden“, dachte sie, damit du dich und die Deinen retten könntest in seinen Kleidern! Wie verschlingen sich die Fäden, die das Schicksal der Menschen weben!“

„Beinahe hätte ich die Hauptsache vergessen“, rief Kaspar und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Ich habe gute Beute gemacht!“ Er öffnete seinen weiten Mantel und suchte in den Taschen. „Seht her, das wird Euch stärken“, sagte er schmunzelnd, indem er ein Fläschchen aus der Tasche zog, „und hier noch einige Brötchen! Ich hab's gemaust in Sanct-Margarethen; sie hatten genug dort und werden wol mehr anschaffen aus Prag!“

Willkommener konnte nichts sein, besonders für Xaver, der seit dem Morgen zuvor in der Schlacht gewesen

war und seitdem jeder Speise und jedes Tranks entbehrt hatte.

„Du wirst doch mit uns theilen, wackrer Freund“, sagte er zu Kaspar, der sich abwandte und noch nach Kleidungsstücken suchte.

„Nichts, nichts da!“ antwortete er, „es ist kaum genug für Euch. Und ich habe schon für mich gesorgt. Glaubt Ihr ich sei nicht bibelfest? «Dem Ochsen, der da drischet, sollt du das Maul nicht verbinden!» Ich hab's mir gestopft!“

Wahr oder nicht wahr, so viel blieb gewiß, daß er von dem Mitgebrachten nichts genoß.

„Wahrhaftig!“ rief er ausweichend, als Therese nochmals in ihn drang, „ich bin ein ordentlicher Zigeuner! Ich habe gestohlen wie so ein braungelber Langfinger! Das ganze Schlachtfeld habe ich ausgeplündert. Seht da die Stiefeln, für Euch Frauchen, und das Mützchen mit der Silbertroddel! Setzt es einmal auf, wie es Euch steht? — Prächtig! Ihr seid zum Cornet wie geboren! Hab' ich einmal ein Regiment, sollt Ihr mein erster Fähnrich sein!“

Therese und Xaver hatten sich erquickt; Kaspar hatte seine sämmtlichen Kleidungsstücke ausgesucht und Jedem zugetheilt was er brauchte. — „Jetzt muß es, denke ich, ein Uhr Mittags vorbei sein“, begann er. „Nun laßt den da“, sagte er zu Theresen und zeigte auf Xaver, „noch eine Stunde ruhen, am besten schlafen, wenn er kann. Dann zieht Ihr Euch und ihn an, und um drei Uhr, denke ich, machen wir uns auf. So kommen wir wenn's anfängt zu dunkeln, beim Thiergarten an, dort weiß ich schon ein Gebüsch, das uns deckt, und wenn die Sonne vollends herunter ist, fangen wir unseren Marsch mit der Bahre

an. — Wir wollen dem Hauptmann Kopf und Gesicht so verbinden, daß sein Zeltbruder ihn nicht erkennen sollte; und uns desgleichen! — Ein wenig strecke ich auch die Glieder aus; denn müde sind die steifen Knochen."

Er legte sich, in seinen Mantel gewickelt, quer vor die Kohlenglut, ließ sich behaglich warm davon anstrahlen und schlief ein. — Therese benutzte die Zeit; leise und behend kleidete sie sich um. Dann bat sie Xaver liebreich, die Augen zu schließen, und wachte bei ihm.

Kaspar schlief fest. Doch in sicherer Soldatengewohnheit wachte er zur rechten Zeit auf.

„Schon fertig, junge Wetterfrau?" redete er Theresen in seiner Art vertraulich an, und schlug ihr erfreut auf die Schulter. „Wahrhaftig Ihr seht aus zum Verlieben! — Nun wollen wir Beide den da aufschirren!"

Er zeigte auf Xaver.

„In kurzem war dieser in einen österreichischen Feldhauptmann verwandelt. Er fühlte sich, obgleich er einiges Wundfieber hatte, doch so weit bei Kräften, daß er, von Theresen und Kaspar geleitet, den Weg bis zum Sterne zurücklegen konnte.

Sie gingen.

Der Himmel hing voll schwerer grauer Wolken; Schnee stöberte herab. Das war ihnen willkommen, je tiefer verhüllt in Dunkel, je sicherer war ihr Weg. Als sie aus dem Walde traten, lag der Feldabhang kahl und verödet vor ihnen. Nur die Spuren der Lagerstätten trafen sie an; auch die der Feldwacht, an welcher sie in der vergangenen Nacht vorübergekommen.

Ohne Hinderniß gelangten sie an den verlassenen Häusern des Dorfes vorbei, über die schmale Brücke, und gingen dann die Anhöhe hinauf. Obgleich sie sich nur ganz all-

mälig erhob, wurde es Xaver doch schwer, sie hinaufzuklimmen. Die treuen Stützen an seinen beiden Seiten halfen dem Ermatteten die schwere Arbeit überwinden.

Auf dem Wege kreuzten sie das Schlachtfeld nahe an den Punkten der traurigen Entscheidung.

„Dort griffen wir an", sagte Xaver, düster zur Rechten hinüberblickend. „Ihr habt nichts von dem Prinzen erfahren?"

„Man glaubt ihn unter den Todten", war Theresens Antwort.

„So jung, ein solcher Held", sagte Xaver wehmüthig, „und — dahin!"

„Ei wer weiß", fuhr Kaspar rauh dazwischen; „im Kriege heißt's von Manchem, er ist todt, und nachher steht er doch wieder auf und läuft gesund auf seinen Beinen umher. Mir ist's ein paar mal so ergangen. Er wird vielleicht gefangen sein! Einem so vornehmen Herrn gibt man gern Pardon!"

„Es ist nach ihm gefragt worden; er war nicht unter den Gefangenen", antwortete Therese, das Haupt leise schüttelnd.

„Thut nichts! Kann er nicht irgendwo gesteckt haben, wie hier der Hauptmann selber?" widersprach Kaspar.

„Es ist möglich! Allein ich hoffe wenig", antwortete Therese. „Gestern war ein furchtbarer Tag — was hat eine einzige Stunde desselben Alles zerstört!"

„Ei! Es ist auch noch etwas übrig geblieben!" schalt Kaspar beinahe. „Ihr müßt den Kopf nicht so hängen lassen! Eine Bataille wird verloren, die andere gewonnen. Es ist ja noch lange nicht der Jüngste Tag!"

Während dieser Gespräche hatten sie den Rand der Waldung des Thiergartens erreicht.

„Nun ruht Euch aus“, befahl Kaspar förmlich, als sie im Gebüsch waren, „Ihr, Hauptmann, und Ihr auch, Cornet! Sonst haltet ihr nachher nicht aus. Das schwerste Stück Arbeit kommt noch. Ich will indessen für die Tragbahre sorgen.“

Ohne weitere Antwort abzuwarten, zog er sein breites Schwert, ging tiefer ins Holz und fing an, was er an Aesten und Zweigen brauchte, herunterzuhauen. Es dauerte keine Viertelstunde, bis er mit einer ansehnlichen Last Holz im Arme zurückkehrte.

„Jetzt müßt Ihr ein wenig binden und flechten helfen, junge Frau“, sagte er und legte das Holz auf den Boden. „Die beiden jungen Eichen hier geben uns die Länge; sie haben reichlich acht Fuß. Seht ihr! Und nun diese drei Querhölzer! Das gibt das Gerüst und das trägt genug.“

Er hatte bei diesen Worten die zwei längern Stämme in angemessener Breite nebeneinander und die drei andern querüber gelegt. Therese mußte die Baumzweige festhalten und er band sie mit dünneren Gerten.

„Das Holz ist noch nicht morsch; es hat noch etwas Saft vom Sommer. So! Das muß halten!“

Er versuchte die Stärke des Gerüstes und fand sie genügend.

„Nun helft mir das Zweiggeflecht einziehen“, sagte er zu Theresen; „zweimal oben durch und einmal unten, und der nächste Zweig umgekehrt, zweimal unter und einmal über die Querhölzer. Das ist die Kette; dann machen wir den Einschlag. Ihr versteht gewiß zu spinnen und zu weben. Hier ist's ebenso!“

Therese begriff das Verfahren leicht, und nach einer halben Stunde war eine so feste Tragbahre hergestellt, als man ihrer bedurfte. Während sie das letzte Geflecht ord-

nete, hatte Kaspar schon einen großen Arm voller Moos, aus dem er den Schnee sorgfältig ausschüttelte, herbeigeschleppt und breitete es als Unterlage über die Zweige.

„Das Zeug ist so hart und knorrig", sagte er, „daß schon ein Gesunder mürbe wird, wenn er ein paar Stunden darauf liegen soll, vollends ein Verwundeter und Kranker."

Er deckte jetzt die weiblichen Kleidungsstücke, die Therese mitgenommen, darüber, und was er sonst noch von seinen Beutestücken Taugliches dafür hatte.

„So", sagte er selbstzufrieden zu Xaver, „jetzt könnte eine kranke Kaiserin weich darauf liegen! Streckt Euch nur einmal zur Probe hin, Hauptmann. Geht's? — Prächtig! Nun vorwärts!"

Sie brachen still auf, bis dicht in die Nähe von Sanct-Margarethen. Dort mußte sich Xaver nach Kaspar's Anweisung auf die Bahre legen und kränker stellen, als er war. Er verband ihm Stirn und Kinn mit Tüchern, daß von dem Gesicht fast nichts zu sehen war. So trugen er und Therese ihn bis vor die Pforte des Stifts.

„Jetzt laßt mich machen", sagte Kaspar leise, „und thut genau nach meinem Wort. Wolodna weiß schon Bescheid. Ich schaffe Euch den Vater als Hülfsträger heraus; doch ehe ich nicht Halt commandire, dürft ihr einander nicht kennen."

Die Bahre mit Xaver stand vor der Pforte. Therese blieb dabei. Kaspar schellte; der Pförtner öffnete.

„Ich weiß, Alter", redete ihn Kaspar sogleich an, „daß hier schon Alles überfüllt ist. Aber wir haben einen schwerverwundeten Hauptmann auf der Bahre und sind nur unserer Zwei. Er muß nach Prag hinein. Gebt mir noch einen Träger!"

„Seid Ihr toll — wer soll hier Euer Träger sein?“ entgegnete der Pförtner. „Es sind nur Verwundete hier, und die Pfleger haben mehr zu thun, als sie bestreiten können.“

„Ich weiß, ich weiß! Aber es ist Einer dabei, der noch gut auf den Füßen ist. In Prag schaffe ich ihm ein Unterkommen. Der wird uns helfen. Er liegt hier gleich im Hause rechts.“

„Wenn Einer kann und will — wir sind froh Einen los zu werden“, antwortete Jener.

Nach fünf Minuten kam Kaspar mit Wolodna zurück; sie wurden aus der Pforte gelassen, faßten stillschweigend Beide die Bahre an und trugen sie vorwärts nach Prag zu. Als sie eine Strecke in banger Beklemmung gegangen waren, sagte Kaspar leise: „Halt!“

Die Wiedervereinigten hingen in stummer Umarmung aneinander. Schmerz und Seligkeit rannen in eine Welle zusammen.

Kaspar rieb sich froh die Hände. Plötzlich fing er wieder an, in seiner Weise zu weinen, heftig schluchzend. „Mir ist als stecke ich in einer ganz neuen Haut und in der Haut mit neuen Knochen“, sagte er. „Gott ist mir armem Hund und Sünder wahrhaftig gnädiger gewesen, als ich es verdiene! — Nun aber vorwärts, Kinder, sonst macht uns der Satan doch ganz am Ende noch einen Strich durch die Rechnung!“

Langsam, mit Mühe, doch glücklich erreichten sie das Reichsthor. Kaspar gab das erlauschte Wort: „Ferdinand der Zweite!“ Es wurde ihm geöffnet. Die Wachen ließen die Bahre mit dem schwerverwundeten Offizier ohne weiteres durch. Von jetzt an fragte sie Niemand mehr woher und wohin. Die Straßen waren finster und öde; nur zahl-

reiche Wachtposten standen aus, und von Zeit zu Zeit stießen sie auf ein Wachtpiket, das am Feuer lagerte. Eine Patrouille, die ihnen begegnete, rief sie zwar an; doch auf Kaspar's rauhe Antwort, der vorn trug: „Seht ihr nicht, daß wir einen Schwerverwundeten tragen? Macht uns lieber Platz!“ gingen die Leute ohne weiteres vorüber.

Jetzt hatten sie den Punkt erreicht, wo sich die Straßen vom Hradschin nach dem Moldauufer zu senken anfangen. Sie wollten nach des Pfarrer Lippach Hause, nahe am Ring, wo Therese Allen, wenigstens für die nächsten Tage, ein Unterkommen verschaffen konnte.

„Ueber die Brücke möchte ich's nicht gern wagen“, sagte Kaspar, als er ein wenig anhielt, um auszuruhen. „Selbst einen Verwundeten möchten sie doch genauer ansehen wollen und nach Namen oder Regiment fragen. Das könnte uns übel gerathen. Wenn wir nur auf andere Art über die Moldau kämen!“

„Ich weiß weiter aufwärts am Ufer wol einen Schiffer, dem ich sicher trauen darf“, sagte Wolodna, „und ich könnte uns durch Nebengäßchen sicher dahin führen. Falls der Mann noch dort wohnt und nicht etwa geflüchtet ist ....“

„Wir müssen's versuchen“, entschied Kaspar Schwarz.

Sie bogen in die nächste enge Gasse rechts ein. Es war sehr finster, der Weg schwer zu gehen, weil er über ganz vernachlässigtes Pflaster führte, wo man bei jedem Schritt strauchelte. Sie wandten sich oft um die Ecke, gingen durch kleine Quergäßchen, und stiegen freilich immer abwärts, hatten sich aber zuletzt doch so verirrt, daß auch Wolodna nicht mehr genau wußte, wo er war. „Wir müssen endlich doch ans Ufer kommen“, sagte er, „und dann will ich schon den rechten Ort finden!“

„Alle Teufel — da sind Leute vor uns!“ flüsterte Kaspar, dessen Adlerauge durch die schwarze Finsterniß drang. „Haltet an!“

Sie setzten die Bahre nieder und horchten. Kaspar schlich allein näher.

„Ich bin glücklich herunter“, sagte eine gedämpfte männliche Stimme. „Folgt mir nur dreist nach; es geht, der Strick langt. Nur leise an der Mauer herab!“

„O Gott, ich wage es nicht — mir fliegen alle Glieder vor Angst“, antwortete eine weibliche Stimme flüsternd.

„So laß mich voran, liebe Susanne“, sagte eine andere Frauenstimme leise bittend.

„Ich will's in Gottes Namen wagen“, erwiderte die Erste.

„Was Teufel geht hier vor?“ murmelte Kaspar in sich hinein. „Aber so viel ist gewiß, die werden uns nicht festhalten!“

Er trat noch näher und sah jetzt, daß eine weibliche Gestalt an einem Seile die Mauer hinabglitt. Gleich darauf folgte eine zweite.

„Wohin aber nun — rechts oder links?“ fragte die letzte, als sie auf dem Boden stand.

„Ich denke hier hinauf“, antwortete der Mann und tappte gegen Kaspar zu.

In diesem Augenblicke fiel ein bleicher Strahl des Mondes, der bis jetzt tief in den Wolken verhüllt gewesen war, zwischen den Giebeln gerade auf Kaspar.

„Herr Jesus! Ein Kaiserlicher!“ rief der Mann aus.

„Gnade, Gnade — laßt uns gehen, um Gottes Willen!“ flehte die weibliche Stimme, und die Bittende wollte sich Kaspar zu Füßen werfen.

Therese, die in angstvoller Spannung gleichfalls näher

gekommen war, trat rasch dazwischen und sagte: „Fürchtet euch nicht — wir sind nicht was wir scheinen. Ich bin deines Geschlechts; sei ruhig, armes Mädchen!“

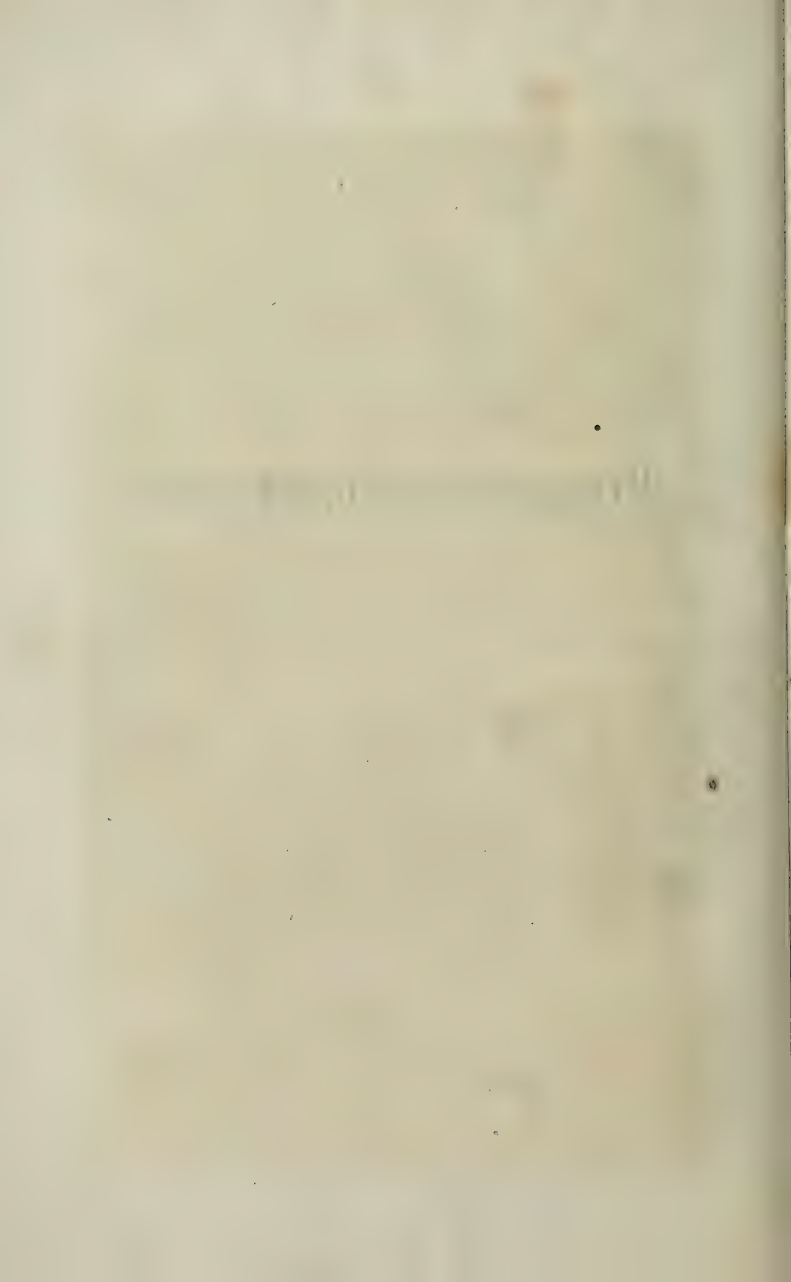
„O Gott, erbarmt euch unser, laßt uns flüchten! Kaiserliche Soldaten haben unser Haus überfallen!“

Es war Agathe, Rippell's Tochter, die eben mit äußerster Gefahr durch die Hintergebäude des Hauses, in welchem sie wohnten, auf einen Nachbarhof und von dort mittels eines Seiles über die Mauer auf dem Gäßchen angelangt war.

Die flüchtige Verständigung reichte hin, zu zeigen, daß hier Keiner dem Andern Gefahr und Verderben, sondern nur Jeder dem Andern Hülfe bringen könne. Als Kaspar dessen sicher war, trieb er hastig vorwärts. Therese nahm mit herzlichem Antheil die zitternde Agathe in ihren Schutz. „Gott, der euch und uns so weit geholfen hat, wird uns Alle weiter führen“, sagte sie vertrauend.

Durch die Schrecken ihrer Schicksale einander sogleich eng verbündet, eilten sie mitsammen weiter. Der Schutz der Nacht blieb ihnen getreu. Sie erreichten das Ufer. Wolodna fand das Haus mit dem Schiffer; dieser zeigte sich bereitwillig, und nach einer Viertelstunde waren sie jenseit des Stromes und bald so weit geborgen, als in diesen Schreckenszeiten Jemand geborgen sein konnte, denn sie standen vor Lippach's Wohnung.

Neunundzwanzigstes Buch.



Fünfundzwanzigstes Capitel.

Herzog Maximilian hatte die Führer seines Heeres und eine Anzahl anderer Männer, die, als der kaiserlichen Sache ergeben, Vertrauen genossen, zur Berathung auf das Schloß beschieden. Boucquoi, Verdugo, Wallenstein und mehrere andere Obersten, Thyßka, Pater Dominicus nebst einigen andern Geistlichen waren zugegen. Pappenheim, in der Schlacht schwer verwundet, fehlte. Der Herzog trat, von Tilly begleitet, ein; die Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll.

„Seid mir willkommen, ihr Herren“, begann der Herzog, „zum ersten friedlichen Geschäft in der dem Kaiser wiedergewonnenen Hauptstadt Böhmens! Prag ist nun ganz in unserer Hand. Wie mir der Generallieutenant Graf Tilly soeben berichtet hat, ist die Entwaffnung der böhmischen Truppen, die uns noch Schwierigkeiten machte, glücklich vollendet. Sie haben auf dem freien Felde vor der Neustadt sämmtlich die Waffen gestreckt. — Im Uebrigen ist die Stadt ruhig, und die Bürger scheinen tiefe Reue über das Vorgefallene zu empfinden. Die Stände haben

sich bereit erklärt, Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand neu zu huldigen, und ihn als rechtmäßig succedirenden König von Böhmen anzuerkennen. Damit haben sie ihr angebliches Wahlrecht, auf das sich der ganze Act des Aufruhrs stützte, völlig aufgegeben. — Auf morgen, als den 10. November neuen Stils, habe ich den erneuten feierlichen Huldigungsact ausgeschrieben. Ueber die fernern Maßnahmen gegen die Strafbaren und über alles Das, was zur Beruhigung des Landes und zur Herstellung einer festen Ordnung in der Zukunft nothwendig ist, werde ich die Bestimmungen Sr. kaiserlichen Majestät einholen. Doch erwartet Höchstderselbe von hier aus Berichte und Vorschläge, und darüber möchte ich die Meinung der versammelten Herren hier vernehmen. — Herr Graf von Boucquoi, wolltet Ihr mir gütigst mittheilen, was Euch zunächst als das Zweckmäßigste erscheinen würde?"

„Ew. herzoglichen Gnaden erlauben mir zu bemerken", antwortete der Feldmarschall, „daß ich, was die Maßregeln zur Herstellung der bürgerlichen Ordnung und Ruhe in diesen Landen anlangt, nicht in dem Fall bin, eine Meinung geltend zu machen. Wenigstens für jetzt nicht. Denn wir haben noch sehr ernstlich an den Krieg zu denken. Freilich sind wir im Besitz Prags, aber doch noch nicht so ganz im Besitz Böhmens, wie mir scheinen will. Ich bin überhaupt höchstlich erstaunt, daß man uns nur Prag so wohlfeilen Kaufs überlassen hat."

Tilly nickte stumm.

„Es ist mir sehr erfreulich, daß die böhmischen Mannschaften ihre Waffen niedergelegt haben, aber es ist mir noch verwunderlicher! Wir haben großes Glück gehabt . . . ."

„Größeres als unser Verdienst, wollt Ihr sagen, Herr

Feldmarschall", fiel der Herzog etwas empfindlich ein. — „Ich erkenne gern", setzte er besänftigend hinzu, „die große Gnade Gottes, die uns zu Theil geworden!"

„Ich erkenne sie mit Ew. herzoglichen Gnaden", antwortete der Marschall, sich verbeugend, „und will mich bestreben, sie durch Anstrengung aller meiner eigenen Kräfte zu verdienen. — Mein nächster Vorschlag wäre der, die Veste Karlsstein zu belagern. Sie ist von zweitausend Mann englischer Hülfstruppen besetzt, die nach der Flucht des Kurfürsten Friedrich wol nicht geneigt sein werden, sich lange zu vertheidigen. Uns aber ist der Besitz des Karlsstein nothwendig, weil von dort aus Prag immer wieder beunruhigt werden kann."

„Und weil sie die kostbarsten Documente bewahrt für Alles, was wir in Böhmen zu ordnen haben", bemerkte der Herzog. „Es ist die wichtigste Eroberung, die wir machen können; und ich wüßte sie keiner sicherern Hand anzuvertrauen als Euch selbst, Herr Feldmarschall."

Boucquoi verbeugte sich.

„Ob der Karlsstein noch so viel wichtige Documente enthält", antwortete er, „lasse ich dahingestellt sein. Die Krone und ein großer Theil wenigstens der Kronjuwelen sind nach Prag gebracht. Die Reichsschätze werden wol weder hier noch dort zu treffen sein. Doch das bei Seite. Was den Krieg angeht, so haben wir noch mit wichtigern Dingen zu thun, meine ich. Denn wir haben noch Mansfeld im Rücken und die Ungarn vor uns und in den Flanken.

„Mein Rath ist", nahm Tilly das Wort, „daß das kaiserliche Heer sich nach Karlsstein und nach Mähren gegen die Ungarn wendet. Mit den Truppen der Liga will ich Prag behaupten und gegen Mansfeld marschiren."

„Einverstanden!“ sprach Boucquoi kurz, der die Trennung der Heermassen eifrig wünschte.

„Werdet Ihr beides zugleich ausführen können, Graf Tilly?“ fragte Verdugo. „Mansfeld ist ein anderer Gegner als die, mit denen wir es hier zu thun hatten!“

„Ich denke es mit ihm aufzunehmen!“

„Für Prag sind allein wenigstens zwölftausend Mann Fußvolk und dreitausend Reiter nöthig“, meinte Verdugo.

„Ich begnüge mich mit der Hälfte“, war Tilly's ruhige, kurze Antwort.

„Was meint Ihr, Graf Wallenstein“, wandte sich Verdugo mit Eifer an diesen. „Ihr kennt den unruhigen Geist der Böhmen. Ist diese Stadt mit sechstausend Mann in Ordnung zu erhalten?“

„Bei Zucht und Ordnung der Truppen, ja“, antwortete Wallenstein.

„Und wenn durch das heilsame Beispiel der Strenge“, fügte Thyßka mit finster blickenden Augen hinzu, „der aufrührerische Sinn gedämpft wird.“

„Die Strenge oder Milde ist Sache Sr. Majestät des Kaisers“, entgegnete der Herzog. „Uns aber liegt die Vorsicht ob!“

„Ich habe offene Augen“, sprach Tilly trocken.

„Und die gefährlichsten Häupter sind entflohen“, sagte Boucquoi.

„Nicht alle“, wandte Verdugo ein.

„Leider, leider die meisten“, rief Thyßka aus.

„Wolltet Ihr sie lieber in der Stadt?“ fragte Boucquoi spöttisch.

„In unserer Hand. Zur abschreckenden Bestrafung!“ entgegnete Thyßka. „Bedenkt, Herr Feldmarschall, welche Frevel sie verübt haben!“

„Wir wären der göttlichen Gnade des Sieges nicht würdig", rief Pater Dominicus eiferglühend, „wenn die Verbrechen, welche diese Ketzer gegen die heilige Kirche verübt haben, nicht bis an dem letzten Schuldigen bestraft würden!"

„Strafe und Gnade, ehrwürdiger Pater", wiederholte der Herzog, „liegen in der Hand Sr. Majestät des Kaisers!"

„Allein", sprach Thyßka unterwürfig schmiegsam, doch mit dem Blitz unversöhnlichen Hasses im Auge, „mich dünkt, gnädigster Herzog, es müsse Sr. Majestät die Möglichkeit der Wahl zwischen Strafe und Gnade nicht verkürzt werden!"

„Was meint Ihr damit! Herr Pater?" fragte der Herzog.

„Ich meine, wir dürften den Schuldigen nicht die Möglichkeit lassen, sich der Strafe zu entziehen. Es sind schon Viele geflüchtet, und gewiß werden noch viel mehr, sie werden Alle flüchten, wenn sie es vermögen!"

„Desto besser!" warf Tilly halb unwillig hin.

Dominicus fuhr ereifert auf, doch als besinne er sich plötzlich eines Andern, unterdrückte er seine Aufwallung und schwieg. Er gab ferner kein Wort mehr zu den Verhandlungen.

„Ich werde die Häupter des Aufstandes überwachen lassen", sagte der Herzog, „bis der Kaiser entschieden hat. Die Flucht ist jetzt Allen abgeschnitten, und bis auf Thurn sind sie noch Alle in Prag!"

„Vergebt, gnädigster Herr Herzog! Viele sind geflüchtet!" wandte Thyßka ein. „Ich spreche nicht einmal von dem Könige der Aufrührer, aber wie viele seiner Helfer sind entkommen! Thurn's ganze ketzerische Familie, der Graf Hohenlohe, der Fürst von Anhalt —"

„Ich glaube, Pater Thyßka", warf Boucquoi spöttisch dazwischen, „es stünde etwas schlechter um Eure Wünsche und Hoffnungen, wenn die Herren hier geblieben wären, — an der Spitze ihrer Truppen!"

„O, es sind noch Andere geflüchtet, deren Flucht wir tief beklagen müssen", entgegnete Thyßka gereizt; „der Frevler, welcher die Hand an des Kaisers Majestät selbst legte, der Verbrecher Tharradel . . . ."

„Die Aufzählung der Geflüchteten kann uns hier zu nichts führen", unterbrach ihn der Herzog mit Ernst; „allein Ihr habt vollkommen Recht, ehrwürdiger Pater, daß wir auf diese schweren Verbrecher das wachsamste Auge haben müssen!"

Tilly hatte während dieses ganzen letzten Theils der Verhandlungen geschwiegen und sein finstres Auge auf den Boden geheftet. — —

„Darf ich Ew. herzoglichen Gnaden fragen", wandte sich Boucquoi zu einem neuen Gegenstande, „ob der verhaftete pfälzische Rath die Angaben gemacht hat, die man von ihm fordert?"

„Er hat eingeräumt, daß er das Eigenthum seines Herrn in Gewahrsam gebracht habe, aber mit Entschiedenheit verweigert, irgend eine Auskunft darüber zu geben. — Allein bei der genauen Durchsuchung des Hauses haben sich nebst mehreren wichtigen Papieren aus der Kanzlei auch Juwelen und ansehnliche Summen im Keller vergraben vorgefunden."

„Sind auch die wichtigen Briefschaften des Kurfürsten, deren die geheime Anzeige Erwähnung thut, in unsere Hand gelangt?" fragte Boucquoi.

„Diese sind bis jetzt nicht aufgefunden." —

Bouquoi schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Leugnet der Verhaftete, daß dergleichen noch vorhanden sind?“ fragte er.

„Das nicht. Er beharrt nur dabei, daß er als vereideter Diener seines Fürsten nichts von diesen ihm anvertrauten Gütern oder Papieren überantworten dürfe.“ —

„Hm!“ murmelte Boucquoi. „Es ist Schade! Denn aus diesen Papieren würden vielleicht die wichtigsten Anschuldigungen gegen den Kurfürsten von der Pfalz hervorgehen. — Es ist zwar sein Verfahren gegen Se. Majestät den Kaiser männiglich bekannt, und wird dasselbe alle Maßnahmen der Strenge genugsam rechtfertigen, die gegen den Kurfürsten als Fürsten des Reichs genommen werden dürften; allein zur öffentlichen Rechtfertigung sind dergleichen schriftliche Beweisstücke doch immer von dem größten Werth!“

„Das Aufgefundene enthält schon viel Wichtiges; die andren Documente kommen vielleicht noch in unsere Hand“, antwortete der Herzog. „Das Verhör der Tochter des Raths Rippell“, setzte er hinzu, „hat indessen nichts darüber ergeben; sie behauptet von den Geschäftsangelegenheiten des Vaters gar keine Kenntniß zu haben.“

„Hat ein peinliches Verhör stattgefunden?“ fragte Boucquoi in einem Ton, als ob er dies misbilligen würde.

„Nein“, antwortete der Herzog ebenso.

Thyßka fuhr unwillig auf; doch er beherrschte sich auf der Stelle wieder und schwieg. Seine Züge drückten nur eine spöttische Verwunderung aus, daß man nicht einmal die Folter angewendet habe zu so wichtigem Geständniß. Er wandte sich zu Dominicus, während Boucquoi noch einige andere Fragen that, und sprach leise mit ihm. Doch ihre Gesichtszüge verriethen, daß ihr Gespräch sehr eifrig war und sehr wichtige Gegenstände betraf.

Verdugo war unterdeß zu Wallenstein getreten und hatte gleichfalls ein leises, lebhaftes Gespräch mit demselben. Er vertheidigte seine Ansichten über die nothwendige Stärke der Garnison von Prag. Dieser, wie er sich bei der Berathung in strenger Zurückgezogenheit gehalten, antwortete auch jetzt nur einsilbig.

Der Herzog hatte noch einige Worte mit Tilly gesprochen; dann wandte er sich zur Versammlung: „Zur gemeinsamen Berathung liegt im Augenblick nichts mehr vor. Der Generallieutenant wird die besondern Befehle ausfertigen lassen!" Damit grüßte er die Versammlung und ging. Die Andren verließen den Saal gleichfalls.

Dominicus und Thyßka waren die Letzten. Sie gingen zusammen hinaus. — —

„Also, Ihr schließt Euch der Meinung des Herzogs mit Vertrauen an, theurer Bruder?" fragte Dominicus den Pater Thyßka, als sie sich allein sahen.

„Reiflich überlegt, ja, verehrter Bruder", antwortete dieser, „doch mit andrem Endzweck. Da nicht sofort die Strafe eintritt, ist es besser, den Anschein zu nehmen, als begnüge man sich mit dem Siege im Ganzen und denke nicht an die Einzelnen; so wiegen wir sie in Irrthum."

„Es werden Viele flüchten!" antwortete Dominicus, indem er misbilligend den Kopf schüttelte.

„Aber mehr zurückkommen. Jedenfalls bleiben ja ihre Güter zum Pfande!"

„Für das Leben lassen sie sie doch im Stich!"

„Deshalb müssen sie für das Leben zu fürchten aufhören."

„Es wird schwer halten sie zu beruhigen."

„Es wird gelingen durch unsere eigene Ruhe", sagte Thyßka, „und", setzte er hinzu, „durch Strenge gegen Einige, die Strafbarsten; die müssen aufgesucht werden,

damit unser Verfahren nicht unglaublich erscheint. Zwei von ihnen hat unser Zaloska schon ausgespürt, Martin Frühwein und Nikolaus Diewiß; sie sind noch in Prag."

„Die nehmt gefangen; insonders diesen Frühwein!" rathe ich an, rief Dominicus.

„O, seiner wird der Orden wol gedenken", erwiderte Thyßka mit schneidendem Lächeln.

„Der Zaloska scheint ein eifriger Diener!"

„Ein Spürhund ohne Gleichen, — besonders wenn man ihm die Witterung mit Gold macht!" entgegnete Thyßka.

„So versäumt das ja nicht!" sagte Dominicus dringend.

„Zuverlässig nicht", war Thyßka's Antwort. „Wir dürfen nicht einschlummern, wir schläfern nur ein!"

„Wohl, theurer Bruder, sehr wohl", erwiderte Dominicus.

„Ich werde jetzt", begann Thyßka nach kurzem Schweigen, „den Rath des hochwürdigen Paters Lamormain, den er mir einmal gab, ganz besonders beachten. «Hände in den Schos; Ohr und Auge offen!»"

„Ich werde ihm erzählen, wenn ich nach Wien reisen sollte, wie Ihr seine Lehren hochachtet", versetzte Dominicus lächelnd.

„Ihr reiset doch nicht so bald, hochwürdiger Vater?" fragte Thyßka.

„Etliche Wochen bleib' ich noch hier. Es wird für mich so Manches zu thun geben. Den Eifer der Kriegsleute für die heilige Sache der Kirche darf ich nicht erkalten lassen!"

„Sie folgen Euch, würdigster Bruder, wie einem Propheten! Das haben wir beim Beginn der Schlacht gesehen!"

Unter diesem Gespräch hatten die beiden Geistlichen den Ausgang erreicht, wo ihr Weg sie trennte.

„Wir bleiben Eins!“ sagte Dominicus, indem er Thyßka die Hand reichte.

„In alle Ewigkeit! hochwürdigster Bruder!“ erwiderte dieser.

„Die himmlische Jungfrau Maria behüte Euch in Gnaden!“

„Und Euch!“

So schieden sie.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Als Therese sich aus dem Hause Lippach's zu ihrem schweren Gange auf das Schlachtfeld anschickte, vernahm der Pfarrer ihren frommen muthvollen Entschluß mit Ehrfurcht; er wußte, daß er unerschütterlich fest war, und trachtete daher nicht, ihn zu ändern. Er ließ sie ziehen mit seinem Segen, und sein Gebet begleitete ihre Schritte. — Da sie in der Nacht und den ganzen folgenden Tag nicht zurückgekehrt war, erfüllte ihn bange Sorge um ihr Geschick! Mit tiefer Wehmuth betrachtete er ihren Knaben, dessen liebevolle Pflege seine Hausfrau Gertrud übernommen hatte. Das Kind lag in der Wiege und schlummerte süß. Es war um die achte Stunde des Abends. Tiefe Stille herrschte rings um das Haus. Denn in diesen Tagen der Besorgniß war die Straße um diese Zeit von den Bürgern schon ganz leer geworden, weil jeder sich doch im Hause hinter Schloß und Riegel sicherer wähnte. —

Da tönte der Schall des Thürpochers durch die stille Wohnung. Lippach schreckte bang zusammen; nach einigem Lauschen, während dessen das Pochen sich erneuerte, ging er selbst vorsichtig mit der Leuchte hinab und öffnete das kleine, durch ein Eisengitter verwahrte Fenster in der Hausthür. In welcher Freude wallte sein Herz über, als er Thereseens liebliche, edle Züge von dem Lichtstrahl angeleuchtet sah. „Willkommen, Gott sei gelobt!" rief er aus.

„Ja, Gott sei gelobt!" erwiderte sie unter dankbaren Thränen. „Gott sei ewig gelobt, denn ich komme nicht allein. Seine gnädige Hand hat mich durch das Dunkel geleitet, mein Vater und Xaver, sie sind gerettet, — sie begleiten mich!"

„Herr, deine Gnade ist groß und deine Wunder sind unerschöpflich!" rief der Pfarrer aus tief bewegtem Herzen, und beeilte sich die Pforte zu öffnen.

„Ach, theurer, würdiger Freund", begann Therese mit sanfter Stimme, „bevor Ihr Euer Haus aufthut, muß ich eine große Bitte an Eure christliche Liebe richten! — Nicht nur, daß Xaver und mein Vater mich begleiten, auch andere unglückliche Glaubensgenossen führe ich Euch zu, die auf Euer gastliches Dach und Eure Hülfe hoffen!"

„Sie sollen Alle willkommen sein", sagte der Pfarrer mit Wärme, und im Augenblick war die Thür geöffnet. Sie traten ein.

Therese sank tief bewegt an Lippach's Herz. Thränen dankbarer, staunender Rührung füllten seine Augen über das Gelingen ihrer kühnen That. Er begrüßte Xaver und Wolodna, als von den Todten erstandene Freunde, durch Händedruck und Umarmung. Liebevoll empfing er die bebende, kaum der Sprache mächtige Agathe und ihre Begleiter. Mit wenigen Worten erzählte ihm Therese deren Geschick

und das wunderbare Zusammentreffen mit ihnen. Lippach vernahm es mit Staunen und inniger Theilnahme. „Ihr seid also“, wandte er sich zu Agathen, „die Tochter des redlichen, wohlwollenden Raths Rippell, der auch den Armen meiner Kirche so viele reichliche Gaben zukommen ließ? Und ein so biederer Mann ist verhaftet! — Ihr seid geflüchtet! — Allgütiger, in welcher Zeit des Grauens leben wir!“

Agathe lehnte sich tief erschüttert an Theresens Brust.

„Nun, verzaget nicht, habt Gottvertrauen“, tröstete sie Lippach mit sanftem Zuspruch. „Sehet, welche wunderbare Wege der Herr uns führt! Erhebt euer bangendes Herz an dem Los dieser treuen Gattin und Tochter, die ihre Lieben fast aus dem dunklen Schos des Todes selbst wieder gewonnen hat. Auch für Euch wird Gott die Auswege finden, die aus der Nacht zum Licht führen. — Tretet ein in dieses Haus; der Friede Gottes hat bisher darin gewaltet; er wird sich auch über Euer junges Haupt breiten.“ —

Er nahm Agathens Hand und führte das fast einsinkende, weinende Mädchen seiner getreuen Hausfrau Gertrud zu, die, als sie Theresens Stimme erkannt hatte, auch herabgekommen war. Mit mütterlicher Freundlichkeit leitete sie Agathen hinauf in das Wohngemach.

Das Haus war sorgfältig wieder verschlossen worden. Lippach lud die Flüchtigen alle ein, einstweilen hinaufzukommen in seine Wohngemächer, bis das geeignete Unterkommen für sie bereitet sei.

Einer der Ankömmlinge hatte bis dahin ganz im dunklen Hintergrunde gestanden; er scheute sich näher zu treten. Es war Kaspar Schwarz. Der wilde Mensch vernahm hier milde Töne, Worte der Menschlichkeit, des heiligen

Friedens, die er in dem verworrenen Getümmel seines Lebens, wo das Schlachtgelöse fast nie unterbrochen war, kaum jemals gehört oder stets überhört hatte. Jetzt wehten sie über das schmelzende Eis seiner Seele wie ein linder Frühlingshauch hin; er war weich wie ein Kind. Wie darfst du mit deinem Leben voll Sünde und Frevel, voll Gewaltthat und Mord in diese Behausung des Friedens treten? dachte er, und zögerte der Einladung des Pfarrers zu folgen. Doch Therese vergaß seiner nicht; in ihrer tief verstehenden Seele ahnte sie seine Empfindungen, trat auf ihn zu, nahm seine Hand, führte ihn zu Lippach und sagte: „Dieser Mann ist unser Retter und unsere Stütze gewesen! Ein rauher Krieger, aber mit einem treuen Herzen! Ihn bedroht Gefahr wie uns; wir können sein Schicksal nicht von dem unsrigen trennen."

Verwirrt trat Kaspar näher. Er war bis hierher einem Geistlichen, mochte es ein Priester der katholischen Kirche oder ein evangelischer Diener Gottes sein, fast nie anders als mit Spott und Hohn gegenübergetreten; ja, er hatte sich oft wol noch schlimmerer That schuldig gemacht! Zum ersten male empfand er jetzt, in der Umkehr seines ganzen Wandels, die Ehrfurcht, welche einem dem Frieden und der Liebe geweihtes Leben gebührt. Er fühlte, daß sein ganzes Dasein, einem solchen gegenüber, nur ein frevelndes war; daß es wenigstens nur zum Unheil der Menschen auf dem vergifteten Boden blutgedüngter Felder wachsen konnte, und Fluch, Seufzen und Jammer daran hafteten, wie auf dem des Priesters Dank und Segen ruhten.

„Herr", sagte er zerknirscht, „ich bin nicht werth unter Euer Dach zu treten! Laßt mich draußen! Ich bringe Euch am Ende Unheil; und ob mich's einen Tag früher oder später trifft, das ist nun doch Alles Eins!"

„Bist du ein Verirrter, mein Sohn, so habe ich doppelt die Pflicht, dich zu mir zu laden und mit Trost und Liebe des rechten Weges zu führen", antwortete Lippach freundlich. „Aber ich vernahm ja, daß du der Retter dieser unserer Freunde bist?"

„Ach Herr! Ich bin ein arger Sünder und Frevler! Mir wäre besser, ich wäre nie geboren!" brach Kaspar wie in Verzweiflung aus. —

Der Kampf der Reue und Besserung in seiner verwilderten Seele mit dem alten düstren Unheil nahm immer wieder diese heftigen erschütternden Gestaltungen an. Doch Lippach's erkennender Blick, und sein milder, echt christlicher Sinn verstanden sogleich, was in ihm vorging.

„Und wärest du der Verirrtesten Einer, mein Sohn", sagte er und nahm ihn herzlich bei der Hand, „wer da umkehrt und sich dem rechten Ziele zuwendet, den nehmen die Arme des Herrn immer liebreich auf. Sei mir willkommen auf deinem guten Wege und lege dein Haupt nieder unter meinem Obdach, wie alle Diese. Du wirst Segen mitbringen, nicht Unheil und Fluch!"

Diese Friedensworte fielen wie ein Sonnenstrahl, erleuchtend und erwärmend zugleich, in die dunkle Seele des lange Verirrten. Das rauhe Erz seiner Brust, schon von seiner eigenen innern Glut durchdrungen, erweicht, schmolz jetzt in weichen Wellen. Er hatte nicht Worte, nur Thränen, in heftigen Ergüssen seiner heftigen Natur; auf Lippach's Hand gebeugt, küßte er sie in heißer Inbrunst und demuthvollem Seelenschmerz. Endlich schluchzte er: „Legt mir auf, Herr Pfarrer, was Ihr wollt für Buße, — fordert mein Leben! Ich thue nach Eurem Geheiß!"

Der Pfarrer beruhigte ihn und hieß ihn mit den Andren folgen.

Mit liebevollem Eifer hatte die Hausfrau schon für Erquickungen gesorgt, deren Alle bedurften. Für die Halberstarrten loderte ein wohlthätiges Feuer im Kamin. In den stillen Gemächern des Hinterhauses, zur Aufnahme von Gästen überhaupt bereit, wurden sogleich noch einige Lagerstätten aufgeschlagen.

Therese war mit sehnsuchtsvoller Mutterliebe in das Schlafgemach des Kindes geeilt und hatte ihren Knaben mit glänzenden Augen der Freude, der Liebe und der Wehmuth betrachtet. Nur einen leisen Kuß hauchte sie auf seine Stirn, um das Kind nicht zu wecken. Dann eilte sie, wie angestrengt und erschöpft sie war, der Hausfrau zu Hülfe. Selbst Agathe fand eine Stärkung, einen Trost darin, häuslich behülflich zu sein. So war es möglich, daß noch keine halbe Stunde vergangen war, und doch schon alle die unvermutheten Gäste, neu erquickt durch Alles, was der Leib bedurfte, nach so schweren Tagen und Wanderungen, sich wieder in Lippach's Wohngemach beisammenfinden konnten, gemeinsam das Mahl einzunehmen. Sie reihten sich um den Tisch, wie eine Familie. Lippach trat an das obere Ende; er schickte sich an, das Gebet zu sprechen. In tiefer heiliger Stille hingen die Blicke Aller an ihm. Es war das erste mal, daß Kaspar Schwarz, seit den längst verrauschten Tagen früher Kindheit, an einem Gebet theilnahm! Er war ängstlich, ob er wol in diesen frommen Kreis gehöre, ob er auch das Rechte zu thun wisse, und blickte auf Theresen, die, ihn verstehend, ihm mit sanften Augen zuwinkte, indem sie die Hände über der Brust faltete, ihm zur Andeutung, daß er dasselbe thun möge. Er folgte wie ein Kind, das von der Mutter Unterweisung erhält.

„Vater der Liebe!“ begann Lippach, „lasse deinen Segen

walten über uns und deinen Frieden in uns! Ueber die Erde sendest du jetzo schwarze Wolken, daß sie schwer verfinstert ist; doch dein lichtes Auge wacht in reiner Höhe und leitet unsere Schritte. Behüte unser Herz, daß es in kindlichem Vertrauen zu dir beharre! Du hast Großes an uns gethan, und dich herrlich verkündigt an uns Allen, die wir hier versammelt sind! Durch düstre Nacht, wo kein Auge einen Ausweg sah, hast du uns geführt zu heiligem Licht! So wollen wir nicht verzagen, auch wenn du ferner unser Herz prüfest durch Schmerzen; denn wo thränenvolle Augen zu dir blicken, da flößest du den Balsam des Trostes in die wunde Brust. Du lässest schimmern den Stern der Hoffnung den Trauernden, und das Licht der Wahrheit den Verirrten! Dank sei dir gebracht, Allvater der Liebe, von uns Allen, die du vereint hast unter diesem Dach, das du schützend über uns breitest an diesem Tisch, den deine milde Hand gedeckt!

„Ueber uns walte dein Segen, und in uns dein Frieden! Gelobt sei, Herr, in alle Ewigkeit."

Wie das Gebet des Frommen aus seiner tiefsten Seele quoll, so drang es in die Seele der Versammelten. Die Herzen erhoben sich in Dank und Vertrauen. Eine friedliche Stille ergoß sich über das Gemüth Aller. Sie setzten sich nieder zum Mahl, und es erquickte sie nach so schweren Stunden, und gab ihnen Muth für schwerere — die noch unter dem Schleier der Zukunft lagen!

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Pater Lamormain saß schon am frühen Morgen, bevor es tagte, in seinen Pelz gehüllt, am Arbeitstisch, wo er sich beim Schein der Lampe eifrig mit Briefschreiben beschäftigte, als sein Diener eintrat, und ihm die Botschaft brachte, es sei ein kaiserlicher Lakai im Vorzimmer, der den Auftrag habe, den Herrn Beichtvater zu ersuchen, sich sogleich zu Sr. Majestät dem Kaiser zu begeben, um einer wichtigen Berathung über neu eingetroffene Nachrichten aus Böhmen beizuwohnen.

„Ist der reitende Bote schon fort?" war die Frage, welche Lamormain that, statt Antwort auf die Botschaft zu geben.

„Er will eben zu Pferd steigen."

„Er soll noch warten, bis ich von Sr. Majestät zurückkehre. — Der junge Benedetto Maschino, den ich um acht Uhr zu mir beschieden, soll sogleich zu mir hereingeführt werden, wenn er kommt." —

„Ich lasse", setzte er jetzt nach einigem Besinnen hinzu, „Sr. kaiserlichen Majestät meine tiefste Ehrfurcht bezeigen, und werde auf der Stelle bei Höchstderselben erscheinen. — Richte das aus, guter Gregor, und komm dann wieder herein, mich anzukleiden."

Der Diener ging.

„Etwas Neues werde ich nicht erfahren", sagte Lamormain selbstzufrieden vor sich hin, als Gregor hinaus war. „Denn ich bin, dem Himmel sei Dank, nicht schlechter bedient als Se. Majestät. Allein wir werden uns

über manches Erfreuliche und Wichtige zu unterhalten haben!"

Er setzte sich wieder an den Tisch, schrieb eifrig weiter und achtete nicht auf den abermals eingetretenen Diener, der die Kleidungsstücke zurechtlegte, und, die Gewohnheiten seines Herrn kennend, ihn durch kein Wort störte.

Lamormain faltete den Brief sorgfältig zusammen, siegelte ihn selbst und machte auch die Aufschrift selbst. — Jetzt stand er auf und ließ sich ankleiden. Er war eben fertig, als ein leises Pochen an der Thür sich vernehmen ließ. Auf das „Herein!" Lamormain's trat Benedetto ein, der seit einigen Wochen aus Spanien zurückgekehrt war. Der Jüngling sah sehr bleich und leidend aus. Sein schwärmerisches Auge war tief eingesunken und brannte aus der dunklen Beschattung seiner Augenbrauen hervor.

„Ihr habt befohlen, ehrwürdiger Vater", sagte er, sich tief verbeugend.

„Ja mein lieber Sohn", entgegnete Lamormain sehr freundlich. „Ich habe wieder ein Geschäft für dich!"

Benedetto's Brust hob sich von einem tiefen Seufzer, doch er unterdrückte denselben, sodaß nicht der leiseste Laut zu hören war. Allein wer ihn genau beobachtet hätte, müßte ihm das bekämpfte Gefühl angesehen haben.

„Du hast dich bei deinem ersten Auftrage so geschickt und eifrig gezeigt, mein lieber Sohn", sagte Lamormain zu ihm, „daß ich dir volles Vertrauen zu einem ebenso wichtigen schenken darf. — — Laß jetzt den Wagen vorfahren" .... wandte er sich zum Diener, „und erwarte mich draußen!"

Gregor ging.

„Sieh, lieber Sohn", wandte er sich zu Benedetto, da sie allein waren, „mit diesem Schreiben" — er gab ihm den

eben vollendeten Brief — „wirst du sogleich nach Prag abreisen, und dich bei unserm Ordensbruder Thyßka einführen. Er wird dir dort deine weitere Thätigkeit anweisen. Für mich selbst hast du wieder dasselbe zu thun wie in Madrid. Du wirst mir, diesmal thust du es aber in spanischer Sprache, nicht in lateinischer, merke das wohl! sorgfältige Nachrichten über Alles, was in Prag geschieht, zukommen lassen. Du weißt, wie deine Zukunft von der Treue und Sorgsamkeit deiner Berichte abhängig ist! Der Herzog Maximilian von Baiern, der Graf Tscherklas von Tilly sind diejenigen Personen, die du nicht aus dem Auge lässest. Ich habe Ursach zu glauben, daß besonders der Letztere nicht ganz in der Weise verfahren möchte, wie es mir richtig scheint. Berichte mir also genau über jede seiner Aeußerungen. — Ferner werden in einigen Tagen die Herren Martiniz und Slawata nach Prag zurückkehren. Auch über diese, wiewol ich glaube, daß wir sehr einverstanden sind, sendest du mir deine Berichte. — Du reisest heut Vormittag noch ab über Linz und von dort über Budweis. Diese Straße ist uns jetzt schon offen. Hoffentlich auch bald die gerade von hier nach Prag! — Im Uebrigen beziehe ich mich auf Alles, was ich schon gestern Abend mit dir besprochen und was dir Pater Thyßka für alle einzelnen Fälle anrathen wird. — Hättest du noch etwas, was dir undeutlich wäre?"

„O nein, ehrwürdiger Vater", war Benedetto's kaum hörbare Antwort.

„So nimm meinen Segen auf den Weg! Gott und seine Heiligen mögen dich in ihren Schutz nehmen."

Benedetto drückte den Kuß der Ehrerbietung auf Lamormain's Hand und ging schweigend.

„Hm! Hm!" murmelte Lamormain; „ich sehe es dem

jungen Menschen wohl an, daß er mir ungern gehorcht. Einerlei! Noch gehorcht er! Man muß die Zeit seiner Schwärmerei nicht ungenutzt verstreichen lassen. Er ist noch am Wendepunkte. Entweder er schlägt mir bald um, und dann — ein Strich durch sein Leben und Thun; oder er schlägt ganz ein, und dann werden wir nicht leicht einen festeren Pfeiler des Ordens haben als ihn. — Doch Zeit war es, hohe Zeit, ihn von der schönen Gräfin Alphonsine zu entfernen! Nun, sie hat mir ihre Dienste geleistet; ich darf nicht undankbar sein! Jetzt vorwärts, guter Benedetto! Schmilz im Feuer, oder werde hart wie Stahl!" —

Der Diener meldete, daß der Wagen bereit sei. — Zehn Minuten später stieg Lamormain in der Burg die Stufen zu den Gemächern des Kaisers hinan.

Die Reihe der Vorzimmer stand offen; trotz der frühen Morgenstunde war schon eine lebhafte Bewegung im Palast. Dicht hinter Lamormain war Graf Trauttmansdorff vorgefahren; er folgte dem Beichtvater des Kaisers auf dem Fuß. Fürst Eggenberg war schon im Gemach bei Sr. Majestät. Im zweiten Vorzimmer hatten sich Kammerherren und Pagen eingefunden, um dem Kaiser mit dem Morgengruß zugleich ihre Glückwünsche darzubringen.

Die Nachricht von der Schlacht bei Prag und ihrem glänzenden Erfolge war schon Abends zuvor eingetroffen. Jedoch erst diesen Morgen in erster Frühe die Kunde von der Besetzung und völligen Unterwerfung der Stadt ohne allen Widerstand, und von der Flucht des Kurfürsten Friedrich. Denn König war er hier niemals genannt worden, vollends jetzt nicht! Die ganze Burg war von diesen freudigen Nachrichten erfüllt, welche die völlige Beendigung des Krieges zu verbürgen schienen. Lamormain wurde von allen Seiten umringt und auch ihm Glück-

wünsche und Dank dargebracht, da Jedermann wußte, daß vorzüglich er es gewesen, der den Kaiser in der Beharrlichkeit seiner Entschlüsse gestärkt hatte.

Mit dem Grafen Trauttmansdorff zugleich trat er ins Gemach des Kaisers. Beide wurden zum Handkuß zugelassen.

„Wir haben der Gnade Gottes aus tiefster Seele Dank zu sagen", sprach Ferdinand, als sie ihm diese Ehrfurcht bezeigten, mit feierlicher Stimme, und in einer Bewegung, die sein ganzes Innere erschütterte. „Der Sieg, den wir dem Himmel verdanken, hat auch die reichsten Folgen getragen. Durch die Schlacht ist die Hauptstadt des empörten Landes nicht nur völlig in unsere Hand geliefert, sondern die Aufrührer sind auch reuevoll zur Unterwerfung zurückgekehrt. Indem wir sprechen ist die neue Huldigung in Prag bereits erfolgt. Sie war auf gestern anberaumt!"

„Heil meinem gnädigsten Herrn und Kaiser", erwiderte Lamormain, „der in diesem Siege endlich die Frucht seiner langen, muthvollen, unerschütterlichen Anstrengungen für die Sache der heiligen Kirche genießt!"

„Von dem Herzog von Baiern und vom Grafen Boucquoi sind ausführliche Berichte eingegangen. Es bleibt kein Zweifel mehr! Wir können den Kampf als beendet betrachten. — Er hat große Opfer gekostet!" setzte er mit einem ernsten Blick hinzu. — „Geben Ew. Liebden den Herren die Depeschen selbst zu lesen", sagte der Kaiser zu Eggenberg.

Dieser reichte sie ihnen. Während Lamormain die Briefe des Herzogs durchflog, las Graf Trauttmansdorff die Boucquoi's.

Der Kaiser hatte befohlen, daß Alle, zu denen er die Nachricht von der Unterwerfung Prags gesendet hatte, sofort

zu einer außerordentlichen Berathung in sein Cabinet eingeführt werden sollten. Es versammelten sich daher bald nicht nur die andern Mitglieder des Conseils, sondern auch sonst viele Männer von hohem Rang und in bedeutenden Aemtern. Besonders solche, die bei der böhmischen Sache vorzugsweise betheiligt waren. Der Cardinal Dietrichstein, der noch nicht wieder nach Mähren hatte zurückkehren können, der Burggraf Adam von Sternberg, der auch seit längerer Zeit in Wien lebte, der ehemalige Statthalter in Böhmen, Oberst Kanzler Zdenko von Lobkowitz, welcher nach dem Tode seiner Gemahlin Polyxena gleichfalls Prag wieder verlassen hatte, Martiniz und Slawata, der mährische Freiherr von Zierotin, der Fürst Liechtenstein und viele Andere. Der Minister Graf Fugger erschien in Trauer, wegen seines jüngst in Böhmen auf dem Schlachtfelde gebliebenen Neffen, des Obersten Fugger.

Als die Herren beisammen waren, begann die Berathung unter dem Vorsitz des Kaisers selbst, indem Fürst Eggenberg die erhaltenen Depeschen vorlas. Als er geendet hatte stand er auf; Alle erhoben sich von ihren Sitzen.

„Die ungetreue, durch Aufruhr abgefallene Provinz", redete der Fürst die Versammlung feierlich an, „ist, wie uns diese Briefe melden, gestern wieder zu dem rechtmäßigen Herrscher zurückgekehrt. Bringen auch wir demselben unsere erneute Huldigung und unsern Glückwunsch dar, durch ein lautes:

„Vivat Rex Bohemiae, Ferdinandus secundus!"

„Vivat Ferdinandus!" riefen die Anwesenden wie aus Einem Munde, und ließen sich auf ein Knie nieder vor dem Kaiser, dem Gottes Schutz und Huld so sichtbarlich zu Theil geworden.

Es war ein feierlicher Augenblick, dieser Ausbruch aus den Schranken alles gewöhnlichen Ceremoniels. Die tiefste

Stille herrschte nach dem lauten Huldigungsruf. Der Kaiser blickte bewegt im Kreise umher und erhob dann seine Augen gen Himmel. „Gott war uns gnädig; ihm allein die Ehre!“ sagte er bewegt. Er winkte, und die Knienden erhoben sich wieder.

Die Geschäfte begannen jetzt in der Ordnung. Es wurden die Vorschläge und Anliegen, welche in den Depeschen des Herzogs und des Feldmarschalls enthalten waren, einzeln vorgelesen und berathen. Man erkannte bald, daß, obgleich Prag unterworfen war, doch der Krieg noch nicht als beendet angesehen werden konnte, wenn sich die Gegner nur zu irgend einiger Energie erhoben. Am drohendsten erschien Bethlen Gabor, der, wie alle Nachrichten lauteten, sich furchtbar rüstete. Er hatte, so schien es, jetzt die Larve seines zweideutigen Handelns abgeworfen. Böhmen und König Friedrich, den er beneidet hatte, sah er mit heimlicher Freude stürzen, doch für sich selbst wollte er jetzt desto entschiedener auftreten, und nunmehr seine wahren Absichten mit der ganzen Entschlossenheit, Zähigkeit und Schlauheit, die ihm eigen war, verfolgen. Auch waren, bei näherer Betrachtung, noch lange nicht alle unruhigen Elemente in Böhmen selbst gebändigt; Mansfeld konnte noch zähen Widerstand leisten; die ungarischen Hülfsvölker wenigstens durch Raub und Verwüstungszüge gefährlich werden und starke Gegenkräfte fordern. Endlich da Thurn, die Seele und kühne Spitze im Beginn des Krieges, sich gerettet hatte, war es möglich, daß auch um ihn sich die zerstreuten Scharen sammelten und die Beendigung des Kampfes noch lange hinhielten.

Lamormain enthielt sich jeder Aeußerung seiner Meinung während der Berathungen. Nur als Martiniz und Slawata in ihrer lang zurückgehaltenen Erbitterung jetzt von der

Strafe, die man gegen die Aufrührer eintreten lassen müsse, begannen, stand er auf und sagte ernst: „Es wird uns Zeit bleiben, in der Zukunft zu thun, soviel die strenge Nothwendigkeit fordert; für jetzt rathe ich an, daß wir uns nur damit beschäftigen, das neuerworbene Besitzthum sicher zu stellen."

Er warf dabei einen scharfen Blick auf die Beiden so schwer Beleidigten, der diese um so mehr in Erstaunen setzte, als sie bisher nichts Anderes von ihm gehört hatten, als daß man die Frevler unerbittlich bestrafen und jeden künftigen Angriff gegen die Kirche im voraus unmöglich machen müsse. — —

Der Hauptbeschluß, welcher aus der Berathung hervorging, war der, daß Graf Boucquoi Befehl erhalten solle, nach Mähren und Ungarn vorzurücken, um Gabor's verwegene Unternehmungen zurückzuweisen und die Hauptstadt gegen einen Angriff von dort aus zu decken. — In allem Uebrigen wolle man den Vorschlägen des Herzogs Maximilian beitreten.

Der Conseil wurde entlassen. Lamormain war der Letzte, der sich bei dem Kaiser beurlaubte. Indem er sich zum Handkuß niederbeugte, bat er leise: „Gestatten Ew. kaiserliche Majestät, daß ich mir diesen Morgen noch einmal Gehör erbitte?"

„Ich habe schon die elfte Stunde dazu bestimmt, denn ich muß mich mit Euch insbesondere berathen, würdiger Vater!" war des Kaisers gnädige Antwort.

Lamormain schied mit zufriedenen Blicken. Im Vorzimmer traf er Martiniz und Slawata noch an, die unruhig über die Andeutung, welche er ihnen gegeben, auf ihn gewartet hatten. Er sah ihnen an, was sie wollten, und mit der Geschmeidigkeit, durch die er alle Verhältnisse beherrschte,

ging er, den Finger zur leisen Drohung erhebend, scherzend auf sie zu.

„Ei, ei, ihr Herren! Wer wird so ungeduldig sein! — Beachtet doch das alte deutsche Sprüchlein: «Eile mit Weile!» Wir gehen den nämlichen Weg, verlaßt euch darauf! Aber wenn wir die Vögel nicht aufjagen wollen, die in unser Netz müssen, so heißt es leise auftreten!"

Beide sahen ihn verwundert an, da sie sich den Sinn seiner Worte nicht recht klar machen konnten. Er bemerkte es lächelnd und sagte: „Wir wollen über Das, was in Prag zu thun ist, zu einer geschickteren Stunde ruhig miteinander sprechen.. — Um elf Uhr habe ich Audienz bei Sr. Majestät. Wollen die Herren mir um ein Uhr die Ehre ihres Besuches schenken?"

Beide sagten ein erfreutes „Ja".

„Wohl denn; und", setzte er im leichten Ton hinzu, „die Abreise der Herren nach Prag will ich keinen Augenblick hindern noch verzögern!"

„Sie reichten einander die Hand. Es war ein lächelnd geschlossenes, aber furchtbares Bündniß!

Achtundzwanzigstes Capitel.

Um die elfte Stunde stand Lamormain in dem Arbeitszimmer des Kaisers, ihm ganz allein gegenüber. Er begann feierlich, nachdem er einer mächtigen innern Bewegung Herr geworden zu sein schien: „Welch ein Augenblick ist für Ew. Majestät, welch ein erhabener Augenblick ist für

mich, dem in Demuth hingegebenen Diener unserer heiligen Kirche, erschienen! Die Palme des Sieges ist errungen durch Ew. kaiserliche Majestät und der Kranz des Friedens schwebt lohnend über der Stirn, welche sich allen Stürmen des Kampfes gläubig dargeboten hat!"

„Ich hoffe es, ja", erwiderte der Kaiser, durch Lamormain's tiefe Bewegung mit ergriffen, „daß der Friede die Belohnung so mühevoller Kämpfe sein wird!"

„O", fuhr Lamormain warm fort, „wenn ich einen Blick zurückwerfe auf die vergangenen Tage, wie steht die Gegenwart in leuchtendem Glanze vor mir auf jenem dunklen Hintergrunde! Ich gedenke der schreckenvollen Tage, die über dem Haupt Ew. Majestät, über diese Stadt selbst hinzogen? Und siehe, das Gewölk ist zerstreut durch den Hauch des Allmächtigen, und am heitren Himmel leuchtet seine heitere Sonne. Wahrlich, hier kann man mit Recht ausrufen: Afflavit Deus et dissipati sunt! — Gestatten Ew. Majestät, daß ich noch einmal diese Hand küsse und mich verehrend dem Haupt neige, an welchem sich die göttliche Macht so wunderbar verherrlicht hat." —

Ferdinand's Auge glühte; die höhere Bewegung seiner Seele strahlte darin wider.

„Ja", erwiderte er, „ich sinke hin vor dem Allmächtigen, denn seine Hand war über mir in schwerer Bedrängniß; sie hat mich geleitet, da sich mein Weg dicht am Abgrund hinzog!"

„Wahrlich dem ist so", rief Lamormain aus. „Ew. Majestät aber haben den Lohn empfangen der treuen Hingebung für die heilige Sache der Kirche. Im weltlichen Kampfe haben Ew. Majestät gesiegt, weil der Sieg der Wahrheit und des Glaubens stets das erste Ziel Ihres beharrlichen Kampfes war."

„Der Glaube war meine Stütze, meine Hoffnung", antwortete der Kaiser. „Als die Flut der Empörung mir bis ans Herz stieg, als in dieser kaiserlichen Burg die freche Hand des Aufruhrs mich selbst berührte, da war es, ich kann es beschwören, würdiger Vater, einzig der feste Glaube an die himmlische Wahrheit, der mich aufrecht und im zuverlässigen Glauben erhielt." — —

„Die Tage der schwersten Prüfungen sind vorüber", begann Lamormain nach einer Pause mit etwas bedenklicherem Ton, „doch die Prüfungen selbst sind nicht zu Ende!"

„Sie begleiten ja das ganze irdische Leben!" pflichtete der Kaiser bei.

„Und erwerben uns das himmlische", fiel Lamormain ein. — „Die Kirche, ich komme darauf zurück, hat noch manche schwere Forderungen der Selbstüberwindung an Ew. Majestät zu stellen! Wie ewig bereit und unerschöpflich langmüthig sie den Reuigen, den Bußfertigen ihren Schos öffnet: so muß sie gegen die Verstockten ihre volle Gewalt und Strenge anwenden. Es wird, ich weiß es, Ew. kaiserlichen Majestät schwer fallen, Ihre natürliche Milde und Güte zu verleugnen! Allein es wird, ich kann es nicht verhehlen, noch ein unerläßliches Opfer sein, das der heiligen Sache gebracht werden muß. Das Urtheil der Welt in seiner Blödigkeit und in seinen steten Schwankungen wird Ew. Majestät vielleicht Vorwürfe machen; doch dafür werden Ew. Majestät die herrlichste Krone der Gerechtigkeit erwerben!"

Der Kaiser wurde nachdenklich. „Mich dünkt, ehrwürdiger Vater", sagte er nach längerm Schweigen, „in dieser Freude des Sieges wären Milde und Vergebung . . ."

„Den Reuigen und Bußfertigen gewiß", wiederholte

Lamormain seine frühern Worte. „Allein deren werden nicht Viele sein, besorge ich!“

„Ihr selbst, so schien mir, waret bei der Berathung gegen die Anwendung der Strenge, und gegen die Genugthuung, nach welcher Martiniz und Slawata, freilich Die, welche am schwersten beleidigt wurden, hastig drängen wollten!“

„In Demuth bitte ich Ew. Majestät“, erwiderte Lamormain, und seine Züge nahmen den Ausdruck tiefer Kränkung an, „Das, was ich verlange, weil ich es für Recht und Pflicht erachte, nicht mit der Befriedigung der eigenen Leidenschaft und Rache zu verwechseln, welche jene Männer leiten mag. Eben ihre Leidenschaft wollte sie hinreißen das Unrichtige zu thun. Die Kirche kennt keine Rache, aber sie kennt die Strafe, weil dieser die Besserung folgen kann, oder weil sie die Warnung für Andere, welche sich der Verirrung zuneigen, bildet. Deshalb muß man weise, vorsichtig verfahren, damit die Strafe Diejenigen treffe, denen sie gebührt, Diejenigen, die am schwersten schuldig sind, vor Allen. Dazu bedarf es der besonnenen Erwägung!“

„Gewiß, ehrwürdiger Vater. Kein heftiger, blinder Zorn.“

„Aber auch keine That, welche den Strafbaren Anlaß gäbe, sich, bevor die Vergeltung sie erreicht, ihrem Arm zu entziehen. Seid ohne Falsch wie die Tauben, sagt die Schrift, aber seid klug wie die Schlangen.“

„Und was meint Ihr damit? Welche Maßregeln sollten wir vermeiden, welche treffen?“ fragte der Kaiser. „Doch setzt Euch zu mir, ehrwürdiger Vater; sprecht ganz ruhig und ausführlich Eure Meinung aus.“

Lamormain nahm in ehrerbietiger Weise die Aufforderung des Kaisers, sich auf einen Sessel ihm gegenüber niederzulassen, an. „Wie danke ich der Gnade Ew. Ma-

jestät dieses Gewähren!" sagte er, indem er sich setzte. „Ja, ich vertraue fest, daß, wenn Ew. Majestät mich gehört haben, so wird die Kirche auch hier wieder ganz ihre festeste Stütze finden und ihren getreuesten Sohn, der das ewige Heil dem vergänglichen vorzieht. — — Es ließe sich ein leichter Ruhm vor der Welt damit erwerben, daß man jetzt alles Geschehene als ungeschehen betrachtete, den Strafbaren die Arme öffnete und allgemeines Vergessen und Vergeben verkündete. Allein was wäre die Folge? Wir würden die Saat des Verderbens selbst pflegen, die schon so giftig gewuchert hat! Daß die Abtrünnigen, Verstockten zurückkehren sollten von dem Wege des Unheils, dazu ist keine Hoffnung. Sie würden nur auf die Stunde harren, wo sie gewaltsam wieder hervorbrechen und die Herrschaft des Verderbens erneuern könnten! — Wenn wir aber jetzt gleich die gerechte Strafe gegen Diejenigen verfügen wollten, die in unserer Gewalt sind, dann würden die meisten ihrem verdienten Lohne entgehen. Denn jetzt, im ersten Schrecken, sind sie geflüchtet oder halten sich verborgen, bis die Gelegenheit zur Flucht günstig ist. Wie wachsam unser Auge nach ihnen spähen möchte, sie würden tausend Mittel und Ränke finden, uns zu entgehen. Jetzt also müssen sie zwischen Furcht und Hoffnung schweben. Den wahrhaft Reuigen wird dadurch Zeit gelassen, ihre Schuld zu bekennen und Vergebung zu erflehen. Die Andren mögen, wenn sie in dem thörichten Wahne, ihre Schuld werde ungeahndet bleiben, oder in frecher Annahme, man habe kein Recht, keinen Muth sie zu strafen, mit ihren Verbrechen belastet, ohne Scheu ans Licht treten, die gerechte Strafe erfahren!"

„Wird man uns nicht vorwerfen, wir hätten sie hinterlistig verlockt?" sagte der Kaiser.

„Der Haß der Gegner, der Leichtsinn oder Blödsinn der wankenden Menge wird uns zuverlässig diesen Vorwurf machen; allein das ist eben das Kreuz, welches wir der Wahrheit halber auf uns nehmen! Die Gerechten, die Besonnenen werden uns keinen Vorwurf machen; im Gegentheil, von diesen könnte uns, wenn wir es unterließen, so zu handeln wie ich anrathe, der Tadel der Unbedachtsamkeit treffen, oder gar der schlimmere Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die heiligen Rechte, für welche der Kampf unternommen worden ist."

Der Kaiser schien der Ansicht Lamormain's nicht so zugänglich, als dieser gehofft hatte. Seine menschliche Milde und seine innere Redlichkeit wehrten sich gegen Das, was der Beichtvater ihm als das Rechte, Pflichtgemäße, Christliche darstellte.

Lamormain gewahrte sich dessen und schritt zu neuen Gründen für seine Meinung. „Ich wiederhole es Ew. Majestät", begann er, „die Schrift lehrt es: «Seid ohne Falsch wie die Tauben, aber seid klug wie die Schlangen.» Wir sind ohne Falsch, denn wir geben Keinem eine falsche Verheißung oder Verlockung. Jeder mag nach seinem Gewissen seine Schuld und Strafbarkeit abmessen. Aber wir handeln klug; denn auch die Umstände, nicht die Pflicht allein verlangen die größte Vorsicht. — Ich darf es nicht verleugnen, so glänzend der Sieg ist, mit so tiefer Inbrunst ich dem Allmächtigen dafür danke: er ist noch nicht vollständig! Wir würden frevelhaft gegen die Gnade Gottes selbst, die uns zu Theil geworden, handeln, wenn wir uns jetzt leichtsinniger Sorglosigkeit überließen und aufhörten, eifrig und behutsam für das große Werk thätig zu sein. — Der erste Schrecken der verlorenen Schlacht, die Flucht des ketzerischen, im Bewußtsein seiner Schuld verzagten Königs,

hat Prag in unsere Hand geliefert, hat die Gegner betäubt, zersprengt. — Aber sie können sich wieder sammeln. Ueben wir offene Gnade, so wächst ihr Trotz und sie deuten uns als Schwäche, was nur Milde wäre. Lassen wir sogleich die gerechte Strenge eintreten, so möchte Verzweiflung sie neu zu den Waffen treiben, bevor wir uns im Besitz und in der Herrschaft festgesetzt hätten. Sie würden Alles für verloren achten, und dann nochmals Alles wagen. Ich muß Ew. Majestät an einen heidnischen Spruch erinnern: «Una salus victis nullam sperare salutem!»" — —

Der Kaiser ging unruhig auf und nieder.

„Noch hat", fuhr Lamormain fort, da er die Wirkung seiner Worte sah, „noch hat keines der Häupter die Waffen niedergelegt. Der Kurfürst ist nach Schlesien geflüchtet; doch wol nur, um es in vollen Aufruhr zu setzen und so durch diese rebellische Provinz das verrätherische Böhmen wiederzugewinnen. Die Träger seiner Brandfackeln, der Oberheerführer des Ketzerbundes, dieser Fürst von Anhalt, sein Genoß Graf Hohenlohe und vor Allen jener erste Zwietrachtsäer, Thurn, den ewiger Fluch belasten möge, — sind sie nicht Alle noch in Waffen und sinnen Verderben wider uns? — Wenn sie sich dem treulosen Bethlen Gabor verbünden, der wie der Mond wechselt, heut Treue schwört, sie morgen bricht, heut Frieden schließt und morgen die Kriegsfackel schwingt — können sie da nicht bald aufs neue im offenen Felde und mächtig gerüstet wider uns stehen?"

„Bethlen Gabor, ich leugne es nicht, macht mir jetzt die nächsten Sorgen!" erwiderte Ferdinand.

„Auch an den verwegenen Mansfeld müssen wir denken", fuhr Lamormain fort. „Er ist noch unbesiegt. Im

Herzen Böhmens, in dem festen Pilsen, hat er ein Heer beisammen, das zu jeder Frevelthat bereit ist. — Solchen Gefahren gegenüber gibt es kein anderes Mittel als das, welches ich vorgeschlagen habe, die Besiegten, selbst die Strafbarsten, zwischen Hoffnung und Furcht zu lassen. Dann werden sie, dies liegt im Menschen, keinerlei sichern Entschluß fassen. Vorzeitige Gnade aber brächte sie zu dem der geheuchelten Buße, und vorzeitige Strafe zu dem des äußersten, trotzigen Widerstandes. So gewinnen wir Zeit, aufs neue feste Wurzeln zu fassen in dem Boden, aus dem man uns verdrängt hat. Wir begründen den Bau der Herstellung des Rechten und Wahrhaftigen; und stehen seine Grundpfeiler fest, dann werden wir Kraft und Freiheit haben, ihn herrlich zu vollenden! Selbst um Gnade mit Erfolg üben zu dürfen, müssen wir erst die Sicherheit der Macht wiedererwerben!"

„Ich leugne nicht, Pater Lamormain, es ist viel Richtiges in Dem, was Ihr mir anrathet", antwortete der Kaiser. „Und doch schreite ich ungern dazu. Kennen wir nicht die Schuldigen? Und sollten wir nicht über ihr Haupt die Strafe entschieden aussprechen, um den Andern Verzeihung zu gewähren?"

„Wir kennen sie freilich, allein wir haben sie nicht in unserer Gewalt!" versetzte Lamormain.

„Doch ihre Güter und Besitzthümer —"

„Nur die Derjenigen, über welche der Achtspruch ergangen ist, zu dem Ew. Majestät als deutscher Kaiser berechtigt waren, und der sie an sich selbst jeder Habe und Berechtigung verlustig erklärt. Gegen die strafbaren Böhmen, Schlesier, Mähren kann nur ihr König verfahren. Wir würden ohne Rechtsspruch auch ihre Habe nicht antasten können!"

„Sie bliebe uns doch verpfändet!“

„Das soll sie auch; nur jetzt keine Entscheidung, damit die Schuldigen sich der Hoffnung getrösten, Besitz, Freiheit und Leben durch stilles Verhalten zu sichern!“

„Es müßte also, meint Ihr, für jetzt gar nichts gegen die Strafbaren geschehen?“

„Nicht mehr wenigstens, als Herzog Maximilian sehr weise vorläufig angeordnet hat — freilich nur, weil er sich nicht vorgreifenden Rechts anmaßen wollte! — Die Häupter müssen sorgsam überwacht werden; Keinem darf die Flucht möglich sein, doch Keiner erfahre, ob und wie über sein Verhalten gerichtet werden wird. Sind dann Wochen, vielleicht Monate verstrichen, so können wir, je nachdem die Angelegenheiten im Großen, Krieg und Kampf sich entscheiden, ohne Nachtheil mit Wirksamkeit thun, was die Pflicht gebietet; auch Güte und Gnade ohne Gefährdung unserer Sache üben. Auch träfe uns nicht der Anschein, im Zorn zu handeln, sondern mit besonnener Ruhe; nicht nach Leidenschaft und Willkür, sondern nach Gesetz und Recht.“

„Das freilich ist unsere Pflicht“, ergänzte der Kaiser sehr ernst. — Er schwieg.

Lamormain's Auge haftete mit Spannung an seinen Zügen, die schwere Sorge ausdrückten. Endlich begann der Kaiser wieder: „Ehrwürdiger Vater! In meiner Seele ist es noch unklar. Wenn Ihr die Verantwortung auf Euch nehmt, so will ich Eurem Rathe folgen.“

„Ich übernehme sie“, antwortete Lamormain feierlich.

„Wir müssen noch weiter davon sprechen“, sagte Ferdinand unruhig und entließ ihn.

Lamormain verabschiedete sich in tiefster Ehrerbietung.

Neunundzwanzigstes Capitel.

In des Pfarrers Lippach Hause herrschte die Liebe, der Friede des Gewissens, aber doch zugleich der Schmerz und die bängste Sorge.

Eine Woche war verflossen, seit die Bedrängten dort eine Zuflucht gefunden hatten. Ihre Gegenwart wurde streng geheim gehalten, da Alle, in verschiedener Art, schwere Befürchtungen hegen mußten.

Xaver und Wolodna hatten ohnehin im Hause verweilen müssen, da ihre Wunden ihnen noch nicht gestatteten, auszugehen. Der Einzige, welcher das Haus verließ, war Kaspar Schwarz, obgleich er, wenn er entdeckt wurde, so gut wie vogelfrei war. Nicht nur, daß er als Ueberläufer, falls man ihn ergriff, ohne weiteres gehangen wurde, so hatte er auch den erbittertsten persönlichen Feind an Zaloska; und Pater Thyßka würde ihm die Strafe für den regensburger Streich nicht geschenkt haben! Vor ihnen mußte er auf der äußersten Hut sein. Doch der kühne Gesell mit seiner wilden Natur, und in dem festen Vorsatz, der neuen Bahn, die er verfolgte, der Sache, welcher er sich zugewandt, und der Erkenntniß, die er gewonnen, treu zu bleiben, fürchtete nichts. — Er war so schlau als verwegen. Als Soldat blieb er gekleidet, doch hatte er es so eingerichtet, daß Niemand sagen konnte, welcher Truppe er angehöre. Der Krieg mit seinen Märschen, Lagern, Gefechten hatte freilich auch in dem ganzen Heere längst eine Willkür der Trachten eingeführt, bei welcher nur der Bedarf des Augenblicks entschied. Kaum, daß die Feldabzeichen

noch bewahrt wurden. Kaspar mochte begegnen, welchem Feldhauptmann oder Obersten er wollte, sie konnten nicht wissen, ob er von diesem oder jenem Regiment sei. Außerdem hatte er Gesichtszüge und Haltung so weit verstellt als möglich. Ein Auge und eine tiefe Narbe über die Stirn und linke Backe, die ihn sogleich verrathen haben würde, bedeckte er mit einem schwarzen Pflaster und einer Binde, als sei er frisch verwundet. Jeden Tag verstellte er seine Züge auf irgend eine andere Art und änderte seine Kleidung. Bald trug eine alte polnische Mütze mit verblichenen Troddeln; bald ging er in einem hohen spanischen Hut mit breiter Krämpe, die sein halbes Gesicht beschattete; bald trug er einen Helm mit Visir, unter dem er gar nicht zu erkennen war. Heut hatte er einen kleinen, grauen, zerrissenen Mantel über das Lederkoller geworfen, morgen hüllte er sich in einen weiten, grünen, mit stattlichen Borten ein, den er einem spanischen Hauptmann auf dem Schlachtfelde abgenommen. So war er jeden Tag, jede Stunde ein Anderer, und leistete unter diesen Verkappungen den verborgenen Bewohnern des Hauses wichtige Dienste, indem er Alles, was in der Stadt vorging, und selbst Dinge, die nicht gerade öffentlich verhandelt wurden, mit großer Gewandtheit erkundete. Er verließ das Haus stets vor Tagesanbruch und kehrte immer erst bei völliger Dunkelheit zurück, damit Niemand ihn dort aus- und eingehen sah.

Indem er eines Morgens fort wollte, begegnete ihm Lippach, welcher eben aus der Frühbetstunde kam.

„Schon so zeitig wollt Ihr fort, lieber Schwarz?“ redete dieser ihn an; „Ihr müht Euch allzu sehr ab und setzt Euch doch vielleicht zu großer Gefahr aus!“

Kaspar lüftete grüßend den breitkrämpigen spanischen Hut, den er heut auf hatte, und antwortete treuherzig:

„Gefahr hin, Gefahr her für mich, Herr Pfarrer! Was ist an mir gelegen? Ich habe meine langen Jahre hindurch unnütze und böse Streiche gemacht; wenn ich nun etliche Wochen als ein braver Kerl handle, dem es leid ist um Vieles, so wird mir unser Herrgott vielleicht meine Sünden vergeben, weil ich's zuletzt doch besser gemacht habe! Wenn er mich denn auch nicht mehr lange hantieren läßt!"

„Euch können noch lange, glückliche Jahre voll nützlicher Thätigkeit beschieden sein, lieber Freund", entgegnete Lippach.

„Ich glaub's nicht, Herr Pfarrer!" war Kaspar's Antwort, indem er den Kopf schüttelte. „Ich weiß, daß ich auf glatten Wegen wandle, und der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht!"

„Mögen Eure Vorsicht und Geschicklichkeit Euch schützen! Ich erstaune oft darüber, was Ihr Alles möglich macht, wohin Ihr ungefährdet geht, was für Nachrichten Ihr einsammelt!"

„Nun, täppisch dreinschlagen", antwortete Kaspar lächelnd und stolz auf das Lob, das ihm gespendet wurde, „macht den Reiter nicht allein! Das kann jeder Dorfflegel; der Ochs mit den Hörnern kann gerad' darauf losrennen. Aber ein ordentlicher Soldat muß sich auch auf die Schleichpatrouille verstehen!"

„Ihr versteht Euch darauf! Allein wie Ihr Alles anfangt, das begreife ich nicht! Seid nur nicht allzu verwegen!"

„Man muß die Augen und die Ohren aufthun, das ist die ganze Kunst", erwiderte Kaspar lachend; „und eine Spürnase muß man haben wie ein Schweißhund, um zu wittern, was man nicht sehen noch hören kann."

„Wenn man Euch nur nicht einmal entdeckt“, wiederholte Lippach besorglich.

„Ich will schon aufpassen! Mein Hals steckt freilich immer in der Schlinge. Aber das macht nichts. Ich habe mir's nun einmal vorgesetzt, jetzt will ich ein ehrlicher Kerl bleiben und den braven Leuten und der frommen Sache dienen, der ich vordem manchen Schaden zugefügt. — Und fassen sie mich einmal, die tückischen Schufte da drüben, so weiß ich, was ich zu thun habe! Den Spaß, mich wie zehn Hunde abzuschinden und zu martern, ehe sie mich ans Galgenholz liefern, sollen sie nicht haben! Es ist gesorgt, daß sie mich nicht lebendig kriegen! Das wird mir unser Herrgott wol vergeben, nicht wahr, Herr Pfarrer?“

„Wir wollen beten, daß er es gnädig verhüte“, antwortete Lippach.

„Das hätte ich gerade heut recht nöthig, Herr Pfarrer. Ich habe da etwas übernommen, ein bischen ein schweres Kunststück!“

„Und das wäre?“

„Seht, die arme Jungfer Agathe jammert mich so sehr! Sie möchte gern ihrem Vater Nachricht von sich geben — und etwas von ihm erfahren — ich soll ihm ein Zettelchen zustellen.“

„Wenn das nur möglich sein wird?“ sagte Lippach besorglich.

„Schwer — aber ich hoffe doch! Allein gehabt Euch wohl, Herr Pfarrer; sonst wird es Tag, ehe ich aus dem Hause komme, und ich wollte mich lieber am Galgen sehen, als daß mich irgend ein spionirender Halunke hier herausschleichen sähe.“

Er eilte fort. Lippach ging die Stiegen hinauf in sein Arbeitszimmer.

Das Frühmahl, zu welchem Therese in allen häuslichen Geschäften hülfreich den Tisch gedeckt hatte, versammelte bald darauf die sämmtlichen Hausgenossen in einem größern, nach dem Hofe gelegenen Gemach. Alle traten mit ernsten, bekümmerten Mienen ein, denn Jeden drückte Sorge und Gram. Am bemitleidenswerthesten war die unglückliche Agathe. Sie schwebte leise herein. Das blühende Mädchen war in den wenigen Tagen zu einer blassen, geisterartigen Gestalt geworden. — Seit ihrer Flucht hatte sie von ihrem Vater nichts vernommen, als am Abend zuvor durch Kaspar's Ausforschungen die Gewißheit, daß er im Weißen Thurm des Hradschins gefangen sitze. Zu ihrem Schmerz quälte sie sich noch mit Vorwürfen, daß sie ihn verlassen habe, obgleich sie auf sein eigenes dringendes Gebot gehandelt hatte. Die geretteten Briefe des Königs, die sie Lippach übergeben, waren ihr einziger Trost dafür. Von Margarethen wußte sie, seit sie auf der Flucht auseinander gekommen waren, nichts. Kaspar hatte das Haus umschlichen, es war gesperrt; Lanzenknechte, die einander ablösten und selbst von nichts wußten, standen Schildwache davor. So schwebte Agathe in schauerlicher Ungewißheit über das Schicksal ihrer Halbschwester, deren muthig aufopfernde That sie gar nicht einmal kannte.

Auf Kaspar's Nachricht, daß ihr Vater zuverlässig im Weißen Thurm in Haft sitze, hatte sie ein kleines Zettelchen an ihn geschrieben, das nur die Worte enthielt: „Ich bin in Sicherheit, gib mir Nachricht.“

Kaspar hatte ihr Hoffnung gemacht, er werde das Blättchen in die Hände des Gefangenen schaffen und seine Antwort später empfangen können. Dieser hoffnungsvolle Dämmerschein war es allein, der mit seinem schwachen Lichtstrahl ihre Zukunft erhellte.

Therese war dem unglücklichen Mädchen die wärmste Freundin geworden. Stets hatte sie ein Zeichen der Liebe, ein Wort des Trostes für sie. Auch jetzt ging sie der Eintretenden theilnehmend entgegen, nahm sie bei der Hand und sagte: „Du wirst gewiß heut eine beruhigende Botschaft erhalten. Kaspar Schwarz ist so geschickt als treu. Er wird Deinen Auftrag zuverlässig vollbringen.“

Agathe dankte nur durch einen sanften Händedruck.

Lippach trat ein. Er begrüßte Alle mit liebreichem Ernst. Nachdem sie stehend ihre Plätze um den Tisch eingenommen, trat er, der häuslichen Sitte gemäß, an das obere Ende desselben und faltete die Hände zum Gebet. Er sprach nur die Worte: „Unser täglich Brot, o Herr, gib uns heute; nimm uns in deinen Schutz und segne uns durch deinen Frieden.“

Ein leises Schluchzen unterbrach die tiefe Stille, welche dem Gebet folgte. Ein Jeder empfand in der drangvollen Zeit, welch eine Wohlthat die Erfüllung dieser Bitte sei. Das tägliche Brot, Sicherheit und Frieden!

Lippach setzte sich; die Andern folgten. — Düstre Ahnungen lagerten drohend über den Verfolgten.

Lippach versuchte ein tröstliches, Hoffnung weckendes Gespräch: „Wir leben in harter Zeit“, sagte er, „allein ich denke, meine Freunde, wir haben das Schwerste überstanden. Unsere Hoffnungen für Böhmens Zukunft sind freilich völlig gesunken; doch waren sie es nicht schon vor dieser Entscheidung? Konnten unsere Herzen freudig sein bei den Zuständen, in welchen wir lebten? Wir waren rings her bedroht durch Uebel im Innern und von außen her. Jetzt hat sich's entschieden, und nun, so hoffe ich, wird die Milde des Siegers uns eine bessere Zukunft bereiten als vielleicht der lange Kampf! Es ist doch noch keine Strafe oder Rache an einem der Unseren geübt worden!“

„Bis auf die der Acht und der Verbannung aus der Heimat!“ sagte Xaver ernst; — er dachte an Thurn.

„Die Acht über die Führer war schon zuvor ausgesprochen, als wir noch bewaffnete Gegner waren“, wandte Lippach ein, „und die Verbannung haben die Geflüchteten selbst gewählt! — Vielleicht daß der Kaiser durch ein Wort der Milde, jetzt, da er volle Gewalt in Händen hat, die verfügte Strafe widerruft und den Geflüchteten die Rückkehr gestattet!“

„Wenn er es sprechen wollte, er hätte es schon sprechen können!“ meinte Xaver ungläubig.

„Uns bleibt doch die Hoffnung“, war Lippach's Antwort. — Doch er glaubte selbst nur halb.

„Wenn die Milde walten sollte, weshalb die strenge Beaufsichtigung so Vieler?“ fragte Xaver, nachdem eine lange Stille ängstlich geherrscht hatte. „Kaspar Schwarz hat mir gestern erzählt, daß auch vor des alten Caplicz von Sulewicz' Hause zwei Schildwachen stehen und er es nicht verlassen darf.“

„Er darf; allein nur in Begleitung eines Soldaten“, antwortete Lippach.

„So ist er doch ein Gefangener. Und weshalb, wenn man ihn nicht zur Verantwortung ziehen wollte?“

„Gegen die Directoren soll allerdings eine Untersuchung geführt werden; sie sollen sich wegen einiger Beschlüsse verantworten!“ gab Lippach zu.

„Ich besorge, nicht die Directoren allein, sondern auch die Stände!“ meinte Xaver.

Ein hastiges Oeffnen der Thür durch die Magd des Hauses unterbrach dieses Gespräch. Zitternd am ganzen Körper berichtete sie: „Ach, Herr Pfarrer, die spanischen Soldaten brechen in die Häuser ein und mishandeln

die Bürger! Alles ist in Angst und Schrecken auf der Straße!"

Unruhig standen Alle von ihren Plätzen auf.

„Sie schreien, verbrennt die Ketzer!" fuhr die Magd weinend fort, „und stürmen Meister Dussek's Haus."

Sie bebte so, daß sie sich nicht mehr auf den Füßen erhalten konnte, sondern auf einen Stuhl niedersank, wo die Frauen sie hülfreich umgaben.

„Ich werde selbst sehen, was vorgeht", sagte Lippach; „bleibt ihr hier; zeigt euch ja nicht an den Fenstern", bat er und ging in sein Arbeitszimmer.

Von dort sah er, daß ein Trupp von Kriegsleuten unter Lärmen und Geschrei einige Männer wie gefangene Verbrecher fortschleppte, während zugleich eine Rotte das gegenüberliegende Haus des Rathzimmermeisters Dussek mit wildem Getöse umringte.

Xaver und Wolodna hatten es nicht über sich vermocht, zurückzubleiben; sie traten zu Lippach ein, hielten sich aber so weit im Gemach zurück, daß sie nicht durch die Fenster gesehen werden konnten.

„Gott im Himmel, das ist der Meister Dussek selbst, den sie fortführen!" rief Lippach ihnen erschreckt zu, als in dem lärmend vorbeiziehenden Schwarm einer der weggeschleppten Männer sichtbar wurde. Dem Unglücklichen waren die Hände auf den Rücken gebunden; Blut überströmte sein todtenbleiches Gesicht. Die Soldaten, die ihn forttrieben, stießen ihn umbarmherzig mit dem Schwertknauf gegen Kopf und Nacken und mit den Kolben in Seite und Rücken. Zweimal stürzte er zusammen unter den ruchlosen Mishandlungen, doch die erbarmungslose Rotte riß ihn wieder empor und trieb ihn weiter. Mit Grauen sahen Xaver und Wolodna was vorging.

„Das sind die spanischen Soldaten aus dem kaiserlichen Heere, die in ihrem fanatischen Eifer unsere Glaubensgenossen so mishandeln“, seufzte Lippach. „Die bairischen hält der General Tilly zu unserem Glück in strengerer Zucht!“

„Es ist leider auch deutsches Gesindel genug darunter; zusammengelaufenes Volk von allen Enden“, sagte Xaver.

„Der Unglückliche!“ rief der alte Wolodna erschüttert, „und wir können ihm nicht helfen!“

„Vater im Himmel, erbarme dich seiner“, flehte der fromme Lippach, und Thränen netzten sein Auge.

„Sieh den Mönch“, machte Wolodna Xaver aufmerksam.

„Das ist der fanatische Pater Dominicus“, antwortete dieser. „Ich sah ihn schon, als ich in der Verkappung bei den Kaiserlichen war.“

„Ist es Der“, fragte Lippach, „welcher, wie sie erzählten, durch seine flammenden Reden die Feldherren zur Schlacht bestimmt und das Heer selbst mit dem Crucifix in der Hand in den Kampf geführt hat?“

„Der Nämliche“, antwortete Xaver.

„Ein schauerliches Antlitz!“ sagte Lippach ihn scharf betrachtend. „Wie wild ihm das Haar um das bleiche, hagere Gesicht flattert! Wie ihm die Augen rollen!“

„Er stachelt die Wuth der Soldaten an“, sagte Wolodna.

„Ja freilich“, rief Xaver knirschend, „zur Strafe ziehen sie die Schuldigen, wie sie uns nennen, nicht; aber sie geben uns der Barbarei der Soldaten preis und hetzen sie auf uns *), wie vormals die Hunde! — Jetzt haben wir solche Tage wieder!“ Er blickte finster zur Erde. „Wäre

---

*) Historisch.

ich in der Schlacht gefallen, statt solche Schauspiele wieder-zusehen!"

„Wir müssen es den Frauen verschweigen", sagte Wolodna.

„Wenn wir können! — Wissen wir aber, ob die nächste Minute uns nicht Dasselbe bringt? Die Meute ist losgelassen! Sie martert, mordet, plündert jetzt dort drüben — dann trifft die Nächsten die Reihe!"

„Gnädiger Gott, was ist das?" rief Lippach aus, der näher am Fenster als die Andern, die Straße weiter hinab übersah, „sie mishandeln auch Frauen!"

Aus dem erstürmten Hause wurden von den Soldaten unter Lärmen und Hohn zwei unglückliche Frauenzimmer geschleppt, denen die Kleider fast ganz herabgerissen waren. *) Sie schrien um Erbarmen; doch die von wilder Begierde entzündeten Kriegsleute rissen sie an den nackten Armen vorwärts. Das aufgelöste Haar fiel den Unglücklichen um die entblößten Brüste und Schultern. Sie rangen zwischen Scham und Angst, doch die wilde Bande der Räuber hatte nur Spott für ihre Verzweiflung. Mit höllischem Jubel rottete sich das Kriegsvolk um sie her, und trieb und zerrte sie, eine gräßliche Augenweide, durch die Gasse nach dem großen Ring zu, einem noch schrecklichern Geschick entgegen. Das wiehernde Toben des Gelächters und der Verhöhnung erfüllte die Lüfte, und dennoch durchdrang das Angstgeschrei der Unglücklichen es so, daß der Ton Ohr und Herz zerriß.

Wolodna und Xaver standen bleich, mehr vor Ingrimm als vor Schrecken, und ihre Glieder zitterten.

Da donnerten Schläge an die Hausthür und sie wurde

---

*) Historisch.

gerüttelt, als solle sie eingesprengt werden. Die drei Männer horchten mit zurückgehaltenem Athem auf.

„Sie sprengen die Thür!“ rief Lippach erbleichend.

„So rasch nicht“, antwortete Xaver. „Die Riegel sind fest. — Aber wir müssen hinunter und den Eingang schützen. Kommt, Vater!“ rief er Wolodna zu, „wir wollen das Thor verrammeln und es vertheidigen; ich will fechten so lange ich einen Athemzug in der Brust habe. Und sollten wir selbst Feuer in das Haus werfen! Besser, wir enden Alle in Flammen und Asche, als daß solch Entsetzen über uns und unsere Frauen komme!“

Die Kraft der Verzweiflung durchflammte die von Wunden und Krankheit Ermatteten. Sie eilten hinab, auch Lippach, muthig entschlossen zum Tode.

Dreißigstes Capitel.

Kaspar Schwarz hatte nach seiner Gewohnheit die Stadt in allen Richtungen durchstreift, um zu sehen und zu erkundigen, was es etwa Neues und Wichtiges gebe. Es war ihm aufgefallen, daß an verschiedenen Straßenecken Abtheilungen von spanischen Kriegern sich versammelten. Diese waren noch von Boucquoi's Heer in Prag zurückgeblieben, während der Marschall vor die von zweitausend Engländern besetzte Veste Karlsstein gerückt war, um sie zu belagern.

„Die führen nichts Gutes im Schilde“, murmelte er vor

sich hin, als er an den Trupps vorüberging. „Das ist doch kein Kriegsgebrauch, sich so zu versammeln wie diese hier? Man sieht nicht Rottenmeister, nicht Offiziere! — Ich merke wohl, wo ihr hinauswollt, ihr Halunken! — Wenn ich nur könnte, wie käme ich euch über den Pelz! Denn ihr wollt den armen Bürgern übers Fell! Wo es plündern, placken und schinden gilt, seid ihr freilich immer die Ersten gewesen!“

Kaspar hatte mit seinem geübten Blick ganz richtig gesehen. Tilly hielt den erbitterten Eiferern zu strenge Mannszucht. Diese Spanier, unter Verdugo's Befehl, der sich aber selbst nicht mehr in der Stadt befand, sondern mit der andern Hälfte seiner Leute Boucquoi gefolgt war, sollten der Rache der siegreichen Partei dienen, doch ohne den Anschein, als habe man sie dazu befehligt.*) Man hatte es einzurichten gewußt, daß sie hauptsächlich bei utraquistischen Bürgern im Quartier lagen, wo sie allen Unfug verübten, den zwar Niemand befahl, aber auch Niemand hinderte. Sie wurden insgeheim sogar dazu angestachelt, und daher wuchs die Wildheit und der Uebermuth der Soldaten mit jedem Tage.

Heut, schien es, sollte ein Hauptstreich ausgeführt werden. Wirklich war es auf mehrere Bürger abgesehen, die der utraquistischen Partei am eifrigsten angehört und gedient hatten. Jeder Vorwand, diese zu mishandeln, war willkommen. Die Rotten sollten in die Häuser eindringen unter allerlei Vorgeben; daß man ihnen nicht das Nothwendigste gebe, sie also selbst für sich sorgen müßten, oder weil Verräther dort versteckt wären, oder indem die Bewohner selbst als solche bezeichnet wurden.

---

*) Historisch.

Mit seinem trotzigen, unerschrockenen Blick musterte Kaspar im Vorübergehen die zusammengerotteten Gruppen scharf. Er hatte in den Niederlanden lange in den Reihen der Spanier gefochten und kannte daher die Sprache so weit, um zu verstehen, was sie untereinander redeten.

Desto höher stieg sein Ingrimm, da er hörte, worauf es abgesehen war und wie man sie dazu stachelte. — „Wartet nur, ihr Hundsfötter", murmelte er; „ein paar von euch sollen mir doch daran glauben! — Ablaß auf fünf Jahre hat euch also euer Pater Dominicus versprochen! — Hat er euch auch versprochen, daß euch keine Klinge über den Kopf fahren soll?"

Er konnte sich nicht enthalten, seinen Gedanken und murrend hingeworfenen Reden durch einige wilde Blicke Nachdruck zu geben.

Die Kerle, an denen er vorüberstreifte, verhöhnten ihn in ihrer Muttersprache. „Seht den alten Grimmbart", rief der Eine; „er muß schon früh einen Trunk über den Durst gethan haben, so verrückt geberdet er sich."

Ein Anderer sagte: „Dem muß sein Hauptmann heut schon die Klinge auf den Rippen zerbrochen haben! Er sieht aus, als wolle er Eisen fressen vor Wuth!"

Ein Dritter rief ihn gar mit den Worten an: „Alter Bär, was brummst du so verdrießlich den Himmel an! Glotze uns nicht so unverschämt an, oder du kostest meine Klinge!"

Kaspar wollte die Geduld reißen. Fast wäre ihm die eigene Klinge heraus und dem Vorwitzigen über den Schädel gefahren. Doch er besann sich wieder und zerdrückte seine Rache mit der Hand am Schwertgriff, den er packte, als wollte er ihn zermalmen. „Was hülfe es, wenn ich dem Kerle die Glatze bis aufs Maul spaltete, ja, wenn ich

das ganze Rudel so treffen könnte! — Sie schlügen mich nieder wie einen Hund und ich könnte keinem guten Freunde mehr nützen. — Wissen die spanischen Hunde doch nicht, daß du sie verstehst, sonst würden sie ihre Zunge wahren! — Zum Teufel denn! Stopfe dir die Ohren zu und geh deines Weges!“

Dieser führte ihn nach der Brücke und zum Schloß auf dem Hradschin. Gewandt wie er war, hatte er sich mit einem großen, versiegelten Briefe versehen, den er, als er an die Schloßwache kam, unter dem Mantel hervorzog und auffällig zur Schau trug. Es ließ sich daraus entnehmen, was er für ein Geschäft im Schloß habe, und er hoffte, damit der Nachfrage auszuweichen. Ungehindert ging er durchs Schloßthor und quer über den Hof hin. Er hatte die Pforte, wo es zum Verhörssaal ging, genau ausgekundschaftet und schritt so zuverlässig hinein, daß der Thürhüter, der ihn anreden wollte, vor seinem barschen Blicke ordentlich zurückfuhr und ihn als Einen, dem es an der Stirn geschrieben stand, daß er Befugniß habe, hier ein- und auszugehen, ungehindert passiren ließ. So gelangte er glücklich in den weiten Corridor, der das Ziel seiner Wanderung war. Den großen Brief, der ihm hier nichts mehr nützen konnte, schob er in die Manteltasche und mischte sich unbefangen unter Alle, die dort in ihren Geschäften hin und wieder gingen oder warteten. Die Ausgänge mehrerer Schreib- und Arbeitsstuben der Kanzlei liefen hier hinaus, sodaß Schreiber, Gerichtsdiener, Boten, Diener oben beschäftigter Herren und allerlei Volk, das hierher beschieden war oder sich Bescheid holen wollte, den Raum erfüllte. Auch einige Kriegsleute harrten droben; Kaspar's Anwesenheit hatte also nichts Befremdendes. Er ging absichtlich mit unterschlagenen Armen, in die Stirn

gedrücktem Hut und finster auf die Erde blickend auf und nieder wie Einer, der ganz voller Gedanken ist und auf nichts um sich her achtet. Aber er blickte verstohlen scharf umher, und keine Maus, die über die Diele lief, wäre ihm entgangen. Absichtlich streifte er ein paar mal an Die, die neben ihm vorübergingen, an und sah sich dann mürrisch um, als sei ihm ein Unrecht geschehen.

„Der Kerl denkt, er ist allein hier oben", murmelte einer der Angestreiften zu seinem Kameraden; „aber so ein Soldat kümmert sich um nichts heutzutage! Ich glaube, er würde den Kaiser umrennen und noch lärmen, daß er ihm nicht aus dem Wege gegangen sei!"

Kaspar hörte und sah nichts von Allem was er hörte und sah. Außer was er hören und sehen wollte! Jetzt hefteten sich seine Augen wie zwei scharfe Pfeile auf die schmale Thür im Hintergrunde, die in den Gang nach dem Weißen Thurm zuführte. Sie that sich auf. Ein Gerichtsdiener und hinter ihm ein schwarz gekleideter, bleicher Mann traten heraus; ein zweiter Amtsdiener folgte diesem.

Kaspar drehte den Kopf gleichgültig zur Seite, schielte aber scharf auf den Gefangenen hin, den die beiden Begleiter jetzt in ihre Mitte genommen hatten. „Er ist's"; murmelte er vor sich hin; „er ist noch blasser und elender geworden, als ich ihn letzthin am Thurmfenster sah! Ketten oder Handschellen hat er nicht — so wird sich's machen lassen! — Es wäre auch eine Schande, wenn man den alten hinfälligen Mann noch mit Eisen behangen hätte! — Ein verfluchtes waghalsiges Stück bleibt's immer", murmelte er in sich hinein, den Gefangenen und seine Begleiter scharf betrachtend, „aber es geht nicht anders! Wenn sie mich fassen, ist's freilich um mich geschehen! Meinethalben, so hat er doch den Zettel, wenn's auch meine alte Glatze

kostet! Hab' ich doch Einem genutzt! Und vielleicht geht's auch glücklich ab! Frisch drauf!"

Er war indessen, scheinbar ganz ohne auf die Kommenden zu achten, mit schweren, plumpen Schritten ihnen entgegen bis dicht an sie gegangen und hatte sich dann achtlos umgedreht, sodaß er vor ihnen herging. Kurz vor dem Ende des Corridors machte er plötzlich wiederum Kehrt und that dabei einen so ausgreifenden Schritt, daß er Nase an Nase mit dem Gerichtsdiener zur Rechten des Gefangenen zusammen und ihn fast zu Boden rannte.

„Oho!" rief er grob. „Könnt Ihr nicht über die Nase sehen?"

Während der verdutzte Tropf nach dem Hut haschte und sich wieder fest auf seine taumelnden Füße zu stellen suchte, hatte Kaspar unbemerkt des Gefangenen rechte Hand gefaßt und den Zettel Agathens hineingedrückt. Ein Blick sagte ihm, daß er verstanden sei.

„Ihr Tölpel", fuhr jetzt der Umgerannte, der seine fünf Sinne wieder zurechtgesetzt hatte, auf Kaspar los.

„Ihr Flegel", donnerte ihn dieser gleichzeitig an, um durch seinen Angriff den des Gegners am besten zu brechen. „Seht Euch vor, daß Ihr mir nicht zum zweiten mal die Fährte kreuzt! Ich möchte Euch auf den Boden setzen, daß Ihr das Aufstehen vergäßet! Versteht Ihr mich! Ihr Schwarzkittel!"

Der Gerichtsdiener, der sich diesem Sturmangriff Kaspar's gegenüber zu sehr im Nachtheil fühlte, rief Hülfstruppen heran. „Jakob!" schrie er nach seinem Kameraden. „Jakob! Hilf den Kerl packen, wir schmeißen ihn ins Loch!"

Jakob maß Kaspar mit einem mistrauischen Blick und schien nicht Lust zu haben, die erste Hand an ihn zu legen.

Dennoch wäre der Handel gewiß übel für Kaspar abgelaufen, wenn nicht eben ein Tumult auf dem Hofe, nach welchem die Fenster des Corridors hinausgingen, die Aufmerksamkeit Aller angezogen hätte. Alles nämlich sprang an die Fenster, und so wurde der Gerichtsdiener zum zweiten male fast umgerannt, und diesmal von so Vielen, daß er nicht mehr wußte, mit wem er deshalb Streit anfangen sollte.

Kaspar nutzte diesen günstigen Augenblick, indem er dem Gefangenen, der plötzlich von beiden Begleitern verlassen war, zuflüsterte: „Seid Ihr der Rath Rippell?" — — „Der bin ich!" „So läßt Euch Eure Tochter Agathe grüßen, sie ist wohl aufgehoben beim Pfarrer Lippach!"

Ein Sonnenblick der Freude überflog das bleiche Gesicht Rippell's. Thränen traten in seine erloschenen Augen: „Gott segne es Euch! Wer Ihr auch seid, Freund!" antwortete er leise.

Indeß war das Getümmel auf dem Hofe und das Gedränge nach dem Fenster stärker geworden. Die beiden Gerichtsdiener befanden sich mitten in der Masse, und hätte sie auch nicht ihre Neugier festgehalten, so konnten sie dennoch jetzt nicht ohne Mühe zu ihrem Gefangenen zurück. Einen Augenblick dachte Kaspar an die Möglichkeit einer Flucht mit Rippell. Doch er sah schnell, daß diese Hoffnung vergeblich war. Daher begnügte er sich mit dem möglichen Vortheil, den der Augenblick gewährte. Er sagte leise zu Rippell: „Tretet mit heran hinter mich und sagt mir Alles ins Ohr, was ich etwa bestellen soll." Dabei trat er selbst so dicht als möglich zum Fenster hin, konnte aber doch nicht sehen, was drunten vorging.

„Grüßt tausend mal mein Kind! Sie soll treu bewahren, was ich ihr übergeben habe", flüsterte Rippell ihm

von hinten her zu. Ihre Freundin Margarethe ist im Kloster bei den Ursulinerinnen. Das treue Mädchen gibt sich für meine Tochter aus!"

„Denkt Ihr nicht bald freizukommen? Kann Euch Eure Tochter nicht besuchen?" fragte Kaspar halblaut.

„Nein!" antwortete Nippell auf beides und trat dann zurück, da er sah, daß die Gerichtsdiener sich nach ihm umschauten.

„Nandel, komm, wir müssen fort", sagte Jakob und faßte seinen Kameraden an die Schulter. Dieser streifte mit ihm an Kaspar vorbei und warf ihm einen wüthenden Blick zu. Doch ließ er sich nicht weiter mit ihm ein, sondern eilte mit Jakob zu Nippell, den sie durch die gegenüberliegende Thür hinausführten.

Fast gleichzeitig öffnete sich die Eingangsthür, durch welche Kaspar gekommen war, und es drängten eine Menge Leute herein. Kaspar durchfuhr es plötzlich, als habe er auf eine Schlange getreten, da er unter den im Gedränge Hineingeschobenen Zaloska's grinsende Züge erkannte, und dicht neben ihm den Pater Thyßka; Beiden leuchtete giftige Freude aus den Augen.

„Donner und Teufel", murmelte Kaspar vor sich hin, „wenn du hier erkannt würdest — es wäre dein Letztes! — Und die Beiden sehen aus, als hätten sie eben beim Satan gefrühstückt und sich ganz selig gesoffen in sacramentalischen Teufeleien!"

Er hatte nur so nach ihnen hinübergeschielt und drängte sich jetzt in die Menge, um sich ihren Blicken zu entziehen. Es schoben sich immer mehr Leute durch die Thür; Kaspar arbeitete sich dahin, um womöglich den Ausgang zu gewinnen. So kam er den beiden Gefürchteten näher, aber hinter ihnen weg, ohne daß sie ihn bemerkten. Nach einigen

Augenblicken hatte das Gedränge sich so geschoben, daß Kaspar Leib an Leib dicht hinter seinen beiden furchtbaren Feinden stand, während sie nicht ahnten, wie jedes ihrer Worte durch ihn belauscht wurde. Kaum hatte er diese wichtige, aber aufs äußerste gefährliche Stellung besetzt, als die Thür nach der Treppe sich abermals öffnete und zwei spanische Soldaten mit ihren Hellebarden eintraten. Hinter ihnen folgten einige Andere, die auf einer Bahre einen Mann trugen, der im Sterben zu sein schien.

„Ist er das?" fragte Thyßka Zaloska leise.

„Ja, Herr Pater! Er hat sein Theil weg!" antwortete dieser.

„Der Ketzer verdient die Strafe; wenn er nur nicht stirbt", erwiderte Thyßka flüsternd.

Kaspar schauderte. Der Unglückliche, den man hereintrug, sah aus wie von gräßlichen Qualen gefoltert. Seine Züge hatten sich ganz verzerrt. Der Mund stand ihm halb offen und er ächzte vor Schmerz. „Was die Hunde nur mit dem armen Teufel angefangen haben?" dachte Kaspar bei sich, und die Torturanstalten zu Regensburg schwebten ihm lebendig vor Augen.

„Bei Gott", murmelte eine Stimme hinter ihm, „das ist ja Herr Martin Frühwein!"

„Ich fürchte doch, er stirbt", sagte Thyßka leise. „Ihr habt es zu arg getrieben!"

„Nein, würdiger Herr Pater! Wir haben gesorgt, daß er nicht zu rasch davonkommt. — Es ist ihm nur die Haut verbrannt! — Nur ein klein wenig Feuer mit der Lampe!"

Kaspar biß vor Grimm die Zähne zusammen, als er diese Worte hörte.

Der schwer Stöhnende, dem die Hände überdies auf dem Rücken zusammengeschnürt waren, wurde vorüberge-

tragen. Hinter der Tragbahre folgte eine Frau mit zerrissenen Kleidern und ganz zerrauftem Haar. Sie schien nicht verwundet zu sein, aber vor Angst und Seelenqual zum Tode erschöpft. Kaum hielt sie sich auf den Füßen; sie schüttelte sich schauernd, als die Blicke der Versammelten sich starr auf sie richteten.

„O du mein Jesus", murmelte dieselbe Stimme, welche zuvor Frühwein's Namen genannt hatte, hinter ihm, „das ist ja seine arme Frau! Was kann sie denn verbrochen haben?"

Thyßka wandte auf diese Worte seinen langen magern Hals nach dem Sprecher um. Es war ein schlichter Mann aus dem Volke, zum Glück stand er so, daß sich dadurch des Paters Blicke von Kaspar abwendeten. Inzwischen dachte dieser doch darauf, aus seiner gefahrvollen Lage zu kommen, wie gern er auch noch weiter auf das Gespräch seiner beiden Feinde gehorcht hätte, das ihr Wissen von Dem, was gegen Martin Frühwein geschehen war, und ihre Theilnahme daran so klar ergab. Während daher die beiden Gefangenen nach der Seite geführt wurden, wo Rippell hergekommen war, denn man brachte sie gleichfalls in den Weißen Thurm, und während die Blicke aller Anwesenden ihnen folgten, drängte sich Kaspar Schwarz zurück der Eingangsthür zu. Er erreichte sie glücklich und eilte dann fort, so rasch ihn seine Füße trugen. Erst als er aus dem Schloßthor war, stand er still, schöpfte frei Athem und sprach mit wahrem Dankgefühl gegen den Himmel, der ihn beschirmt hatte: „Gott sei Dank, ich bin heraus! — Es fehlte wahrhaftig kein Haar breit, so müßte ich dem dort im Thurme Gesellschaft leisten, und wer weiß, bis wie weit!"

Er eilte vorwärts.

„Also Martin Frühwein hieß der arme Teufel!" dachte

er für sich, indem er die Straßen vom Hradschin nach der Moldau hinabging. Er hatte den Namen öfter gehört, wußte aber nicht, wer der Mann sei. Indem er noch darüber grübelte, kam er an eine Gruppe von Bürgern, die zusammenstanden und Einem zuhörten, welcher etwas erzählte. Sie blickten Alle nach der Gegend des Weißen Thurms hinauf. Da sie ihm den Rücken zugewendet hatten, ging er leise näher und hörte zu.

„Ich sage es euch, es sind nur die Jesuiten, die ihren Haß an ihm auslassen, weil er die Ausweisung und alle die Schriften gegen sie verfaßt hat. — Was sie vorgeben von versteckten Papieren und Verräthereien ist alles Lüge. Sie wollten ihm nur beikommen!“

„Nun, geheime Papiere mag er wol haben“, meinte einer der Zuhörenden. „Er wird sie ihnen aber nicht ausgeliefert haben!“

„Das laß gut sein!“ antwortete der Erzähler. „Er hätte sie schon hergegeben! Wenn sie Einem mit der hellen Flamme auf den nackten Leib brennen, da gibt er schon heraus, was er irgend in der Welt herauszugeben hat! Er schrie ja, daß die Wände bebten und die halbe Gasse zusammenlief!“

„Hast du es denn selbst gesehen? Ist es denn wirklich wahr, daß sie so gräßlich mit ihm umgegangen sind! Ich kann's noch gar nicht glauben!“ rief der Andere.

„Ich wollte auch erst meinen eigenen Augen nicht glauben!“ antwortete der Erste, „ich dachte, sie drohen nur so fürchterlich. Aber ich sah's bald anders! In der Hölle kann es nicht entsetzlicher zugehen. Die sechs spanischen Hunde, die ihm alle Kleider vom Leibe gerissen hatten, hielten ihn an Händen und Füßen, und der Henkersgesell hielt ihm die Lampe mit der hellen Flamme unter den Bauch,

und — ich mag nicht sagen wohin! Er schrie, daß es durch Mark und Bein drang, und zuckte und riß die Glieder im wüthenden Schmerz, daß die Kerle ihn kaum halten konnten." *)

Kaspar lief es kalt und heiß durch die Gelenke. Die umstehenden Zuhörer waren bleich wie die Leichen, und ihre Züge verzerrten sich unwillkürlich, als der Erzähler die Greuelscenen ausmalte.

„Große Brandblasen sprangen ihm in der Haut auf, und das Blut spritzte heraus. Und daneben stand das arme unglückselige Weib, die sie auch nackt ausgezogen hatten, und jammerte in Scham und Angst und zerraufte sich das Haar, als sie ihren Mann in der Marter schreien hörte, die sie ihr selbst androhten!"

Kaspar schüttelte sich! Es flimmerte ihm vor den Augen, er schritt hastig weiter.

Einige der Bürger sahen sich um, als sie seinen Schritt hörten, und plötzlich wurde es todtenstill in der Gruppe. Einer stieß den Andern leise an und Alle blickten scheu seitwärts nach ihm hinüber.

„Sie halten mich auch für so einen Scharfrichterknecht! Wie sie die Augen verdrehen — Gott helfe den armen Hunden! — Die tückischen Satansbestien werden noch die halbe Bürgerschaft so abmartern! — Wenn sie mich erst hätten! — Ich weiß, welch ein Brot mir gebacken ist! Mir ist als fühlte ich das Fieber in den Knochen! — Aber die Satansfreude will ich euch doch verderben!"

So eilte er hastig vorwärts durchschaudert von Dem, was er gesehen und gehört hatte. —

Als er die Moldaubrücke hinter sich hatte, sah er in

---

*) Historisch. (Martyrologium Bohemicum.)

der Altstadt Reiterpatrouillen durch die Straßen ziehen. Die Zusammenrottungen der Spanier waren verschwunden. „Hm!“ dachte er, „der alte Griesgram der Tilly macht wol Ordnung!“ — Es stieß ihm das Bedenken auf, daß er in seiner selbstgewählten Tracht vielleicht auch für einen der Marodeure gehalten und verhaftet werden könnte, um sich auszuweisen. „Das wäre eine Teufelsgeschichte“, dachte er. Er wollte auch nicht in Lippach's Haus zurück, weil es heller Vormittag war. Wo er aber den Abend abwarten sollte, wenn es nicht mit Sicherheit im Umherkreuzen auf der Gasse geschehen konnte, das wußte er nicht. „Hm!“ dachte er, „einmal wird's doch wol nicht gleich Unglück bringen, und morgen muß ich mich anders einrichten!“

Während er so mit sich zu Rathe ging, schien der Patrouillenführer aufmerksam auf ihn zu werden. Drei Mann schwenkten ab und ritten auf ihn zu. „Alle Wetter“, dachte Kaspar, „nun wird's Zeit.“ Er sah sich nach einem Schlupfwinkel um, entdeckte seitwärts ein ganz schmales Gäßchen, schlüpfte hinein, lief was er laufen konnte, bog wieder in eine Seitengasse, dann in eine dritte, bis er für diesmal glücklich der Gefahr entgangen zu sein schien, da er keinen Reiter hinter sich hörte und auch vor ihm nichts Verdächtiges sich wahrnehmen ließ. So verfolgte er denn seinen Weg nach Hause so eilig und durch so abgelegene Gassen als möglich.

Einunddreißigstes Capitel.

Der Sturmlauf auf Lippach's Haus hatte alle Bewohner mit tödtlichem Schrecken erfüllt. Xaver und Wolodna waren kaum mit den in der Hast ergriffenen Schwertern in der Hausflur angelangt, als auch schon die Frauen angstvoll die Treppe hinabeilten, um zu erfahren, was vorgehe.

„Xaver!" rief Therese, die zwar in höchster Besorgniß war, aber doch die Fassung nicht verloren hatte, „droht uns hier Gewalt?"

„Zurück, zurück!" winkte und rief ihr dieser entgegen. „Hier wäre die nächste Gefahr!"

„Ich theile sie mit dir — ich bleibe an deiner Seite! Ich habe Muth zu fallen!" rief Therese stolz. „Was wäre es denn auch werth, noch länger zu leben!" setzte sie schmerzerschüttert hinzu.

Die donnernden Schläge der draußen tobenden Rotte an das Hausthor überdröhnten ihre Worte.

Die andern Frauen, Lippach's Gattin, Agathe, die noch von dem früheren Schrecken ganz kraftlose Dienstmagd, waren Theresen gefolgt und umstanden mit angstvoll fragenden Blicken die Männer. Lippach kam jetzt selbst herab; bleich, zitternd, doch mit der Fassung, die ihm seine Frömmigkeit gab.

„Was Gott über uns verhängt, wir wollen es mit christlichem Muthe ertragen!" sprach er. „Doch Niemand ermißt jetzt die Tiefe der Schrecken, die uns drohen!"

„Wenn sie nur nicht sogleich eindringen", sagte Xaver, „so ist noch Hoffnung. Die Fenster des untern Stocks sind

ja mit Eisen vergittert, und diese Thür wollen wir so fest verrammeln als möglich. — Wenigstens müssen wir unser Leben theuer verkaufen! — Helft uns Alles heranschleppen, was das Thor sperren kann."

„Im Hofe liegt Bauholz", sagte Lippach.

„Das werden wir brauchen können", rief Wolodna und eilte sogleich dahin. Die Frauen und Lippach folgten ihm. Xaver gürtete sich das Schwert, das er noch, wie er es im Herbeieilen hastig ergriffen hatte, sammt der Scheide in der Hand trug, um und zog es. So blieb er zurück und bewachte die Thür.

Die Tobenden draußen hatten keine Geräthschaften, um ein so festes, eisenbeschlagenes Thor zu sprengen; den Stößen mit Gewehrkolben und Schaften der Spieße wich es nicht. Doch lärmten die Angreifer fort, um die Bewohner durch die Angst zum Oeffnen zu bringen. Sie schrien furchtbar und stießen Flüche und Drohungen aus. Einen Augenblick wurde es still. Da trat Xaver entschlossen heran und rief hinaus: „Was wollt ihr? Dies ist ein Haus des Friedens! Hier wohnt der Pfarrer der Kirche. Niemand hat das Recht hier einzudringen!"

Wüthendes verworrenes Geschrei, spanisch und deutsch durcheinander, war die einzige Antwort auf seine Worte. „Aufgemacht!" brüllten zehn Stimmen. „Aufgemacht oder Alles wird niedergehauen!" riefen Andere. „Der Ketzerpfarrer an den Galgen!" überschrie Einer alle die Andern. Die Thür krachte in ihren Angeln von dem tobenden Andrang.

Xaver sann einen Augenblick nach, was er thun könne, um die Rotte vielleicht abzuschrecken. Er faßte einen Entschluß. Rasch öffnete er das kleine Auslugfenster im Thürflügel und rief hinaus: „Der Erste, der hier eindringt, ist des Todes! Ihr sollt es theuer bezahlen, diese Schwelle

zu betreten! Wir sind genug, das Haus zu vertheidigen!" Rasch schloß er das Fenster wieder.

Die Wüthenden stutzten einen Augenblick. Endlich rief Einer. „Was wollt ihr Umstände machen? Werft Feuer in das Nest!"

„Feuer, Feuer!" erscholl das Gebrüll draußen.

Wolodna, Lippach, Therese, Agathe, alle insgesammt schleppten jetzt vom Hofe einen starken Balken heran. Er ließ sich quer vor das Thor legen; zwischen beiden Mauern der Hausflur eingeklemmt, versperrte er es so fest, daß das Aufsprengen mit gewöhnlichen Hülfsmitteln nicht möglich war. Die Thorflügel mußten zerschmettert werden. Dies war selbst mit Aexten nicht leicht, und auch dann blieb das Eindringen durch die Trümmer noch schwierig. Darauf vertraute Xaver.

Der Lärmen mit den Kolbenschlägen ließ jetzt nach, da die Soldaten sahen, daß sie wol ihre Gewehre zerschlugen, aber nicht das Thor. Dennoch wurden auf Xaver's Rath noch mehrere Balken herangeschleppt, die theils über den ersten gelegt, theils gegengestemmt, die Abwehr noch verstärkten.

Draußen wurde es auffallend still. Es schien, daß die raubsüchtigen Soldaten sich zurückgezogen hatten; doch ließ ein entfernteres Murmeln der Stimmen vermuthen, daß sie Rath miteinander pflogen.

„Gott wird uns über die schreckliche Stunde hinweghelfen", sagte Lippach tröstend zu den Frauen, deren Blicke ängstlich an den Männern hingen.

„Ich kann auch nicht denken", setzte Wolodna hinzu, „daß diese mörderischen Gewaltthaten fortdauern dürfen mitten in der friedlichen Stadt!"

„Wenn sie nicht von Denen selbst hervorgerufen sind, die sie hindern können!" sagte Xaver mit Erbitterung.

„Freilich sind sie herzempörend, wider allen Kriegs=

gebrauch und Völkerrecht! Ja, wenn das bei Erstürmung der Stadt geschehen wäre, ließe sich's eher entschuldigen!" seufzte Wolodna.

Therese war zu Xaver getreten und, sich still an ihn schmiegend, fragte sie leise: „Was willst du, Xaver, daß ich thun soll! — Freudig will ich jede Gefahr an deiner Seite theilen. Aber was soll ich — als Mutter thun?" Ihre Thränen unterbrachen sie.

„Noch ist das Aeußerste nicht da", antwortete er so leise wie sie. „Wenn aber die Gewalt hereinbricht — was vermag da die Hülfe deines schwachen Armes? Dann ...."

Ein plötzliches Krachen, Klirren und Schmettern dicht neben ihnen unterbrach ihr Gespräch, gleich darauf erscholl wildes Jubelgeschrei. Alle standen sprachlos und sahen sich fragend, starren Blickes an.

„Sie brechen die Eisengitter aus den Fenstern!" rief der Pfarrer.

Xaver riß die Thür des nächsten Gemachs auf. Da sah er das Schreckensschauspiel vor sich. Die Soldaten hatten sich Brechstangen zu verschaffen gewußt und eins der Fenstergitter war schon halb aus der Mauer gebrochen. Die losgerissenen Steine, der herabgefallene Kalk und Schutt hatten die Scheiben zerschlagen und das Krachen und Klirren hervorgebracht. Xaver flog in das Zimmer. Einige der Leute waren schon von außen auf das Fenstersims gestiegen, das schwere Gitter hing nur noch halb in den Mauertrümmern. Zwanzig Arme und Brechstangen zugleich hatten es gefaßt, im nächsten Augenblick mußte es losgebrochen sein. Ohne sich zu besinnen, flog der muthige Xaver der Gefahr entgegen. Die Verzweiflung stählte seine gebrochene Kraft und er führte zwei gewaltige Schwerthiebe gegen die Stürmenden, die auch zwei von ihnen niederstreckten, daß

sie blutend vom Fenster in die Straße hinabstürzten. Nun war das Los geworfen! Das Blut strömte, die Rache flammte! Brachen jetzt die Wüthenden ein, so war an keine Schonung, noch Rettung zu denken. Alle Martern, die teuflische Bosheit ersinnen kann, waren das Los der Besiegten; im Kampfe den schnellen Tod zu finden, das einzige Glück.

Ein grauenvolles Geschrei der Wuth erscholl draußen, als die beiden Getroffenen zusammenstürzten! In einem Augenblick war die Rotte an allen Fenstern zugleich hinaufgeklimmt.

„Hier werden wir umringt, vertheidigt euch oben", rief Xaver den Andern zu und stürzte, Theresen fortreißend, hinaus die Stiege hinauf. Alle folgten in blinder Bewußtlosigkeit. Kaum hatten sie die Thür des Gemachs hinter sich zugeworfen, als das Eisengitter krachend niederbrach und die Mordbande mit Wuthgeschrei durchs Fenster hineinstürzte. „Feuer! Feuer! Mord!" brüllten sie durcheinander und stürmten durch die Thür in die Hausflur die Treppe hinauf. Oben, am engen Eingang, standen Wolodna und Xaver mit gezogenen Schwertern, bereit ihr und der Ihrigen Leben bis auf den letzten Blutstropfen zu schützen und es so theuer zu verkaufen als möglich. Mit Hellebarden und blanken Schwertern drangen die Stürmenden auf sie ein. Es begann ein wüthendes Gefecht. Doch nur wenige Augenblicke dauerte es; die Uebermacht war zu groß. Drei wilde Kolosse zugleich drangen ein; Wolodna wurde zurückgeschleudert, daß er rücklings auf den Boden stürzte, Xaver sprang vor ihn, um ihn zu vertheidigen. Zwei Schwerthiebe zugleich trafen sein Haupt. Der eine zersplitterte die Waffe selbst, die er schützend vorhielt, der andere aber schmetterte ihm den Helm herab, daß er über den Boden rollte. Xaver selbst taumelte halb betäubt zur Seite. Mit einem Angstschrei warf sich Therese zwischen ihn und die Angreifer und

fiel ihnen mit verzweiflungsvoller Kraft in die Arme. Sie schleuderten sie zur Seite. — Jetzt waren Alle verloren!

Da erscholl eine Stimme, die das wilde Getümmel mächtig überdröhnte. „In die Hölle mit euch, ihr Hunde!“ und ein schmetternder Hieb spaltete dem einen der Soldaten den Schädel, den andern schleuderten zwei nervige Arme, die ihn von hinten an den Schultern packten, rückwärts auf den Boden.

Es war Kaspar Schwarz, der, wie aus der Erde gewachsen, die Rettung brachte. „Wer will seinen Schädel noch daransetzen“, schrie er, sprang vor den Eingang und sein Schwert flammte wie ein zuckender Blitz. — Ein Augenblick der Stille trat ein; lauter Trompetenschall von der Gasse herauf unterbrach sie. — Die Angreifer stutzten!

„Fort! Hinunter!“ schrie Kaspar gegen die Eindringenden anstürmend, und seine Schwerthiebe fielen wie Wetterschläge. „Ich oder die Pappenheimer hauen euch in Stücke! — Hündische Marodeurs!“

Die Barbaren hörten seine Worte und draußen die Trompeten. Es war eine Abtheilung der Pappenheimischen Kürassiere, die Tilly zur Herstellung der Ordnung und Mannszucht abgesandt hatte.

„Macht, daß ihr fortkommt!“ rief eine Stimme von unten. Die Angreifer wandten sich und flüchteten. Kaspar drang ihnen noch nach, bis die Letzten auf der Treppe waren. Dann kehrte er um und schwankte ins Gemach. Er hielt die linke Hand gegen die Brust und stöhnte: „Uf!“ und lehnte sich erschöpft gegen die Mauer.

Xaver, Therese, Wolodna hatten sich emporgerafft; noch waren sie wie betäubt. Lippach war Hülfe leistend zu ihnen getreten. Als er sie gerettet sah, sank er auf die Knie und betete: „Dank dir, Allbarmherziger, das war deine Hülfe!“

„Ja — für euch“, sagte Kaspar mühsam und stützte sich schwankend auf sein Schwert — „betet um seine Barmherzigkeit für mich!“ Die letzten Worte erstarben ihm lallend auf der Lippe.

„Gott! Ihr blutet“, rief Therese, riß sich aus Xaver's Armen, eilte auf Kaspar zu und stützte den Schwankenden.

Auch Lippach war ihm zu Hülfe gekommen und umfaßte ihn. „Freund! Nein, das wolle Gott nicht“, stammelte er, indem er fühlte, daß der Verwundete unter ihm zusammenbrach.

„Es wird wol genug sein“, sagte Kaspar und sank zwischen Beiden in die Knie. — Sie ließen ihn sanft zu Boden gleiten.

Das Entsetzen der Gemüther war urplötzlich in die tiefste erschütterndste Wehmuth verwandelt. Alle umringten den Sterbenden, den Getreuen, den Retter! Keiner vermochte den Schmerz, der die Seele zerreißen wollte, zu hemmen; in Schluchzen und Thränen knieten sie um ihn und hielten ihn umfaßt. Er ruhte mit dem wilden Haupt am Herzen der knienden Therese; Lippach hielt seine erkaltende Hand in seinen beiden. Xaver und Wolodna waren, seine Lage erleichternd, um ihn geschäftig.

„Tragt ihn auf ein Bett!“ hauchte Therese, kaum des Wortes mächtig.

Xaver und Wolodna hoben ihn sanft empor. Sie trugen ihn in Lippach's Gemach auf dessen Bett. Sie öffneten ihm das Wams. Das dunkle Blut quoll aus seiner Brust; Agathe suchte vergeblich es mit Tüchern zu stillen; das Antlitz des Sterbenden wurde immer bleicher und bleicher, aber auch milder und milder. Er drückte seine Rechte fortdauernd auf das Herz, als wolle er damit den Schmerz dämpfen. Nur das Schluchzen der Frauen unterbrach die Grabesstille.

Lippach stand tief bewegt ihm zu Häupten. Kaspar's Augen hefteten sich auf ihn; der Pfarrer las eine heiße Sehnsucht und Bitte darin. Er sprach sanfte Worte des Segens und der Verheißung zu dem Sterbenden. Sie beruhigten, sie erquickten ihn, führten ihm noch einen Anflug von Lebenskraft zurück. Er richtete das Haupt ein wenig auf. Therese unterstützte es mit der Hand. Agathe kniete bleich weinend neben seinem Lager.

„Euer Vater", sagte er, sie anblickend, mit matter Stimme, „grüßt Euch — — Margarethe" — er stockte und sammelte Kraft, „ist im Kloster — der Ursulinerinnen!"

Ein Strom von Thränen rann über das bleiche Antlitz des Mädchens bei dieser Kunde von dem Vater und der Freundin. Sie ergriff in frommer Demuth und Dankbarkeit die rauhe Hand des Kriegsmannes und drückte einen heißen Kuß darauf.

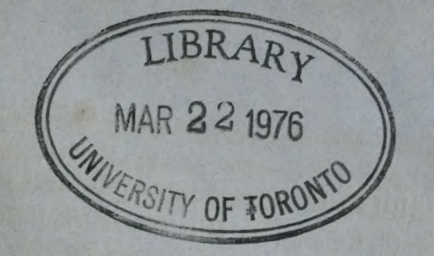
Es war, als ob dieses Liebeszeichen der unschuldigen Seele ihn im Innersten erquickte. — Bald aber wechselte der Ausdruck seiner Züge. Unruhig wandte er von neuem das Auge zu dem Pfarrer; dieser, von frommer Zuversicht durchdrungen, legte ihm die Hand auf das Haupt und sagte aus innerster Glaubenskraft:

„Du wirst eingehen zu seinem Frieden!"

Wie ein seliger Anhauch schwebte es über Kaspar's Züge, als diese Worte in sein Herz drangen. Sanft drückte er das Tuch, das Agathe noch immer über seine Wunden hielt, zur Seite, faltete beide Hände über der Brust und betete mit letzter Kraft der sterbenden Stimme:

„Gott sei mir Sünder gnädig!" Haupt und Arme sanken zurück. Der Hauch des Lebens war entflohen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.